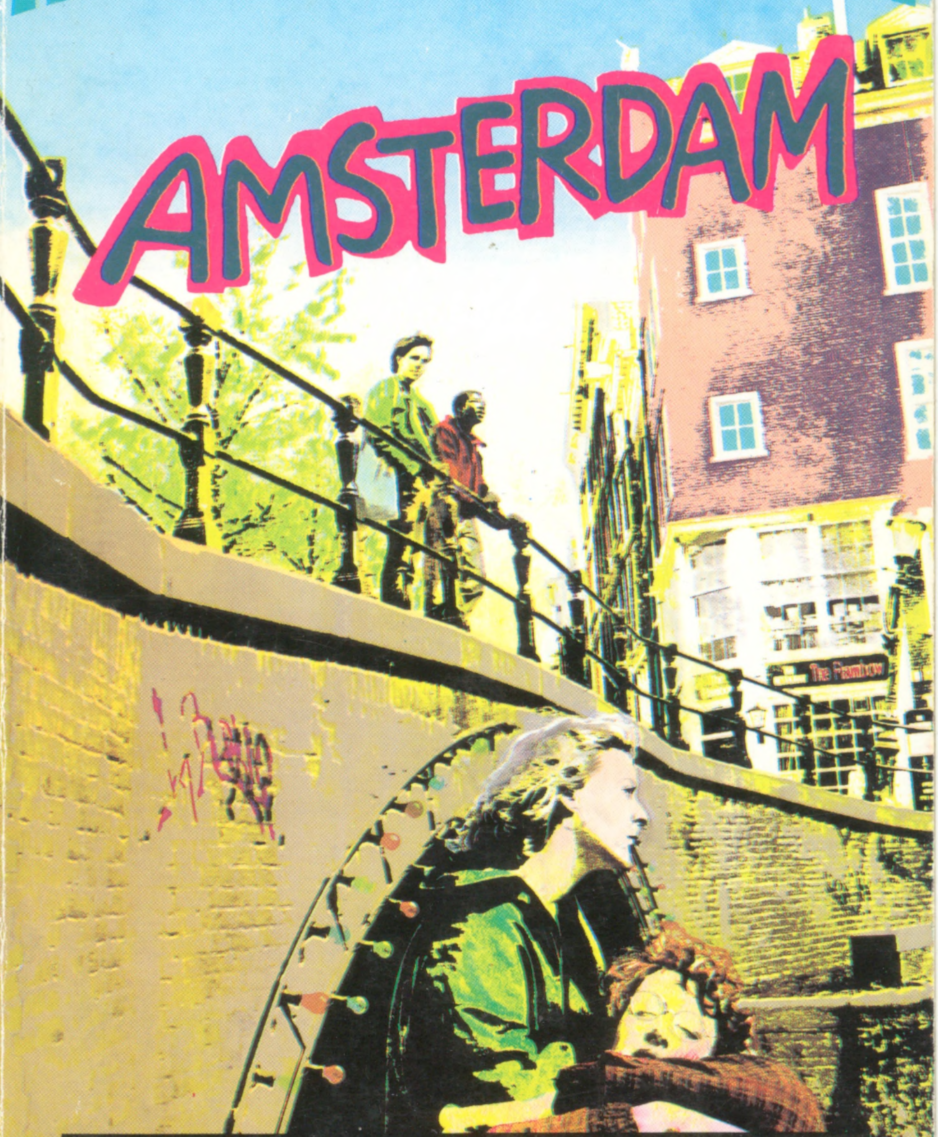
ANDERS REISEN

AMSTERDAM



ROLAND GÜNTER

«Anders reisen: Amsterdam» ist für alle gemacht, die mehr suchen als Grachtenidylle, Museen und «braune» Cafés. Die wissen möchten, was diese Stadt so lebendig macht. Die lernen wollen vom Kampf gegen Stadtzerstörung, für eine andere Kultur. Deshalb erzählt dieses Lese- und Reisebuch die Geschichte der «lästigen Amsterdamer» im Widerstand gegen die Obrigkeit. Es beschreibt, was sich zwischen den Häusern und hinter den Fassaden abspielt, wie die Gesetze von gestern und die Wirklichkeit von morgen aufeinandertreffen. Und es berichtet über das andere Angebot an Theater, Film, Musik und Kunst. Routenvorschläge zeigen neue Wege durch die Stadt und nach draußen. Der Serviceteil bietet praktische Tips zum Erleben und Überleben und jede Menge Adressen für Kontakte, Hilfen und Unterhaltung.

DM 16,80

17927

ANDERS REISEN

Herausgegeben von Ludwig Moos

Im Reisen steckt die Sehnsucht nach der besseren Welt. Wir suchen nach unverdorbener Natur, geselligen Lebensformen, gewachsener Kultur. Nichts davon ist falsch, falsch ist nur, wie wir suchen. Entweder reisen wir touristisch, konsumieren das Angebot einer Industrie, die das Ursprüngliche längst zur Ware verfälscht hat. Oder wir gehen auf den alternativen Trip, jagen voller Sozialromantik dem Unberührten, Unverbrauchten nach – und bilden doch nur die Vorhut des organisierten Tourismus.

ANDERS REISEN beschreibt andere Wege. Oft nur einen Schritt abseits der üblichen Routen, erschließen sie den anderen Alltag. Anders reisen heißt, sich einzulassen auf das tägliche Leben anderswo, zu lernen, welche historischen Wurzeln und gegenwärtigen Bedingungen es hat. Die soziale Isolation und politische Enthaltsamkeit des Touristen aufzuheben, die fremde Wirklichkeit unverstellt und mit Lust zu erleben, hat verändernde Kraft über die Reise hinaus.



ANDERS REISEN AMSTERDAM

Ein Reisebuch in den Alltag

Von Roland Günter

rororo

Rowohlt







Inhalt

Inhalt Inha

Die Stadt

Alltag und Politik

Bewegungen









t

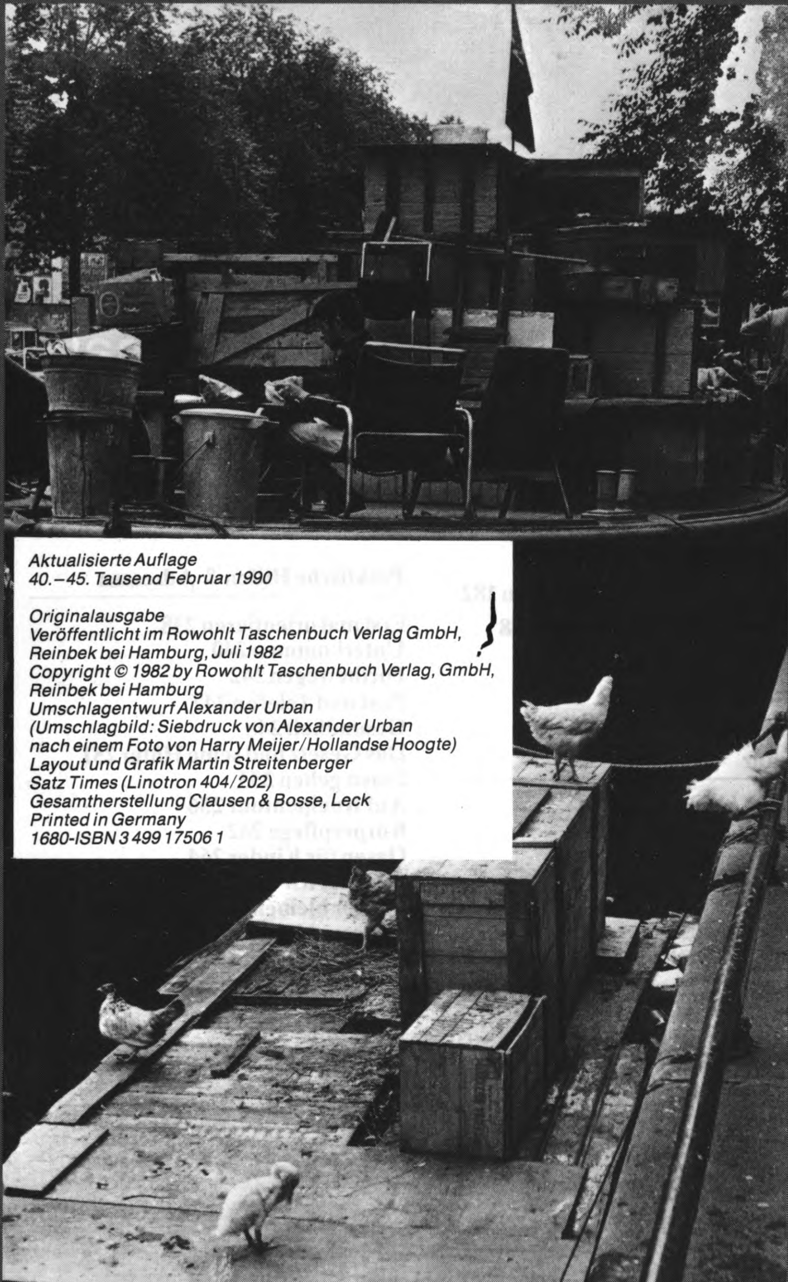
Inhalt

Inhalt









Aktualisierte Auflage
40.–45. Tausend Februar 1990

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, Juli 1982
Copyright © 1982 by Rowohlt Taschenbuch Verlag, GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlagentwurf Alexander Urban
(Umschlagbild: Siebdruck von Alexander Urban
nach einem Foto von Harry Meijer/Hollandse Hoogte)
Layout und Grafik Martin Streitenberger
Satz Times (Linotron 404/202)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1680-ISBN 3 499 17506 1

Kurz was vorweg

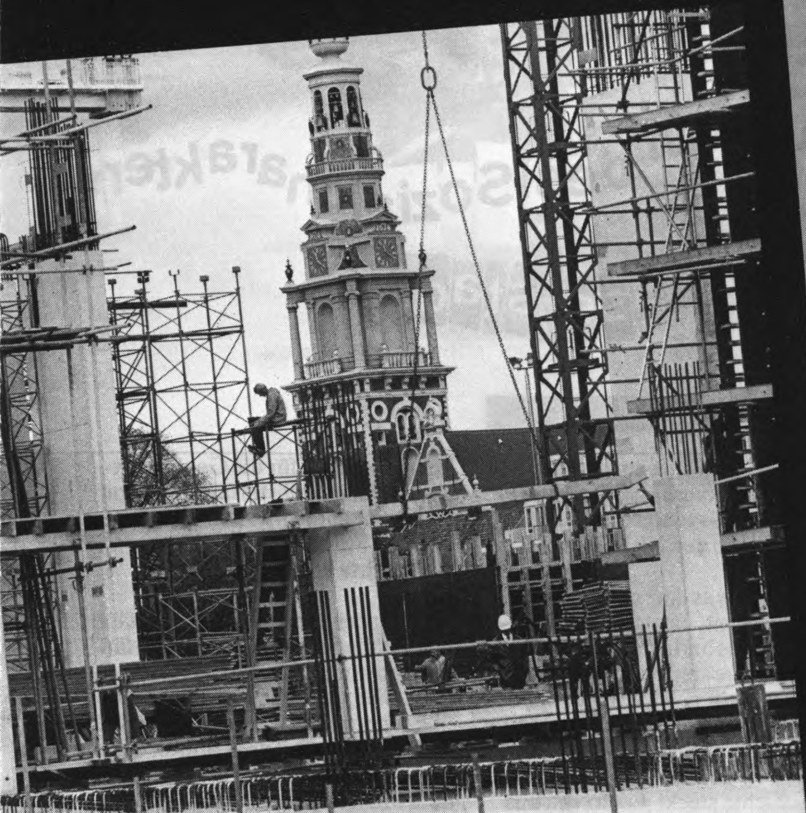
Amsterdam? Das war in den sechziger Jahren das magische Zentrum Europas. Abertausende zogen dorthin, suchten der bleiernen Zeit zu Hause für eine Weile zu entfliehen. Sie kampierten im Freien, zogen einen durch, hörten Musik und fühlten sich gut – irgendwie. Und auf ihren Spuren kamen viele – an die Schauplätze des Mythos, ohne seinen Kern zu finden. Mein Einstieg in die Stadt war anders. Mitte der siebziger Jahre zog ich ins Ruhrgebiet, in die Arbeitersiedlung Eisenheim, um die Bewohnerinitiative gegen Spekulanten und Behörden zu unterstützen. Da hatte ich Amsterdam vor der Tür, in zwei Stunden Entfernung. Wenn der Frust in den Kämpfen der Initiative zu groß wurde, tauchte ich ein paar Tage in Amsterdam unter. Spekulanten, Bullen, Stadtzerstörung, Häuserkämpfe – das gab es auch hier. Aber weniger Resignation und Untertänigkeit als bei uns, mehr Witz und Wut und Selbstbewußtsein. Was mich faszinierte, nennen Nato-Generäle inzwischen die holländische Krankheit. Amsterdam weckt zu Recht die Phantasie – die Phantasie, auf die eigene Art zu leben, umgänglicher, sozialer, ohne tausend Ängste, mit dem Spaß für kleine menschliche Dinge und der Verachtung für die Gigantomanien, gegen die sich die Leute nirgendwo anders so energisch und findig wehren wie hier. Amsterdam ist wirklich eine Stadt, die man rundherum erleben kann. Wo man gleichzeitig alles beisammen hat: Genuß und Brisanz, Vielfalt und Zerstörung, Entspannung und knirschende Konflikte, Unterhaltung und Lernen, Geschichte und Gegenwart. Eine immer schon hochkapitalistische Stadt, in der auffällig viele Leute seit eh und je freie Menschen sein wollten. Auffindbar zuletzt in den zehntausend Hausbesetzern und ihrer ganzen Kultur mit Freunden, Sympathisanten, Treffpunkten, Musik, Theater, Buchhandlungen, Literatur, Wandmalereien und und und. Von alledem und von den Spuren der Geschichte, die in dieser Stadt greifbar sind wie anderswo kaum, erzählt dieses Buch.

Geholfen haben mir dabei – neben den Co-Autoren – viele Freunde in und um Amsterdam, denen ich danken möchte: Sonja de Leeuw, Rik van Exter, Gerard von Alkemade, Leonard Henny, Willem Langefeld, Bert Hogenkamp und seine Mutter, Angela Rennings, Roel van Duyn, Wim Timp, Willem Barendregt, Wessel Reinink, Derk de Jonge, Andries van Wijngaarden, Catherine Blom, Reinhold Bertlein und dem Niederländischen Institut für Advanced Studies, dessen hehre Stätte ich ein bißchen für die Geschichte von unten umnutzen durfte.

Noch ein bißchen was zum Aufbau: Reisebücher, die mehr wollen, als Sehenswürdigkeiten abzuschildern, haben immer mit der Schwierigkeit zu kämpfen, wie sie sachliche Zusammenhänge mit örtlichen verbinden. Dieses Reise- und Lesebuch beschreibt zunächst die Zusammenhänge systematisch und versucht dann, in den «Streifzügen» einiges davon räumlich zu verknüpfen. Wem die Auskünfte dort zu knapp sind, der sollte immer in den Sachkapiteln nachlesen. Alle Einrichtungen, die im Leseteil *kursiv* gesetzt sind, tauchen im Adressenteil mit voller Anschrift auf.

Roland Günter, Oberhausen-Eisenheim / Amsterdam

Die Stadt





Die Wasserstadt

Wurzeln des Sozialcharakters

Ohne die Geschichte zu kennen, verstehen wir kaum etwas von der Gegenwart. Nirgendwo ist das so erkennbar wie in den Niederlanden. Warum?

Alles, was uns dort charakteristisch erscheint, entstand aus der Lage des Landes und seiner Geschichte. Geschichte steckt im gegenwärtigen Umgang der Niederländer mit ihren Städten, in ihrem politischen Verhalten, ja in ihrer ganzen Art zu leben.

Geschichte steckt jedem von uns in den Knochen – meist ohne unser Wissen. Geschichte ist eine Erkenntnisquelle für die Gegenwart – und dadurch Selbsterfahrung. Und Wissen über die Mitmenschen.

Geschichte mit Gegenwart

Wichtigster Schlüssel zum Verständnis der Niederlande, der Niederländer und Amsterdams: die Geschichte und Gegenwart der Wasserbeherrschung.

Ein großer Teil des Landes, einschließlich Amsterdams, liegt unter dem Meeresspiegel. Über Jahrhunderte hinweg wird die Beherrschung des Wassers entwickelt: als gewalti-

ge gemeinschaftliche Leistung. Die Entwicklung der Technik, das Wasser zu bändigen, brachte bestimmte soziale Verhaltensweisen mit sich: Weil man Deiche, Gräben, Kanäle, Schleusen, Pumpmühlen nicht allein bauen und betreiben kann, muß man sich schon früher als anderswo gemeinsam organisieren. Das schafft Gemeinschaftsverhalten, Rücksichtnahme auf die Mitbetroffenen, Kompromißbereitschaft im Umgang mit ihnen.

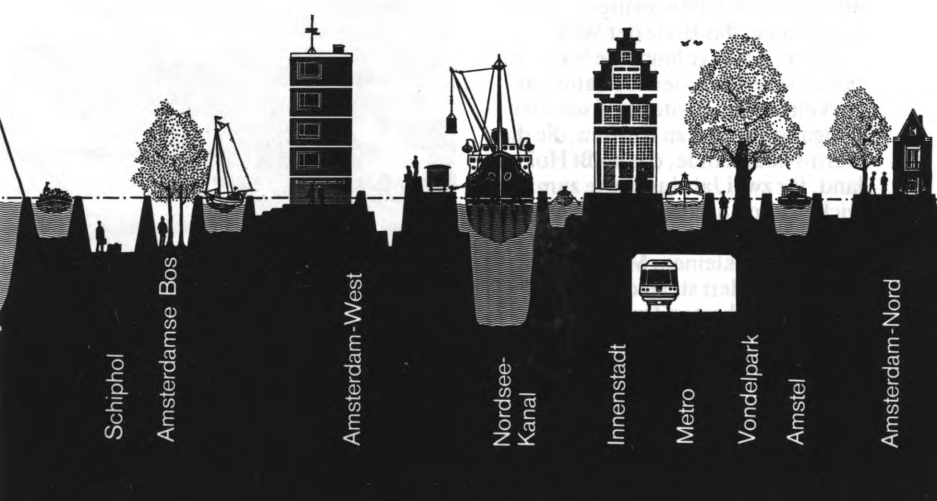
Nicht die Landesherren, die Fürsten und Könige, bändigen die bedrohende Naturgewalt, sondern die Bauern und die Städter selbst. Das schafft Männerstolz vor Herrscherthronen. Und Verachtung für Klugscheißer. Philosophie und Theorie müssen praktisch sein – sonst verdienen sie die Namen nicht.

Handfeste Tüchtigkeit jedes einzelnen führt dazu, daß sich schon früh der Eigen-Sinn entwickelt. Die Fähigkeit: eine Meinung zu haben, sie zu sagen, nicht nach Meinungs- und Machtführern zu schielen, nicht ständig bei der Mehrheit sein zu wollen, auch querköpfig zu sein – ohne sich zum Sektierer zu verengen. So entstehen Selbstbewußtsein, Selbständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit – das Gefühl, frei unter Gleichen zu sein.

Die Wasserschaften sind – neben den Kaufmannsgilden in den Städten – Anfänge der Demokratie in Europa.

Die historisch gewachsenen Verhaltensformen sind heute so lebendig wie eh und je: Das kann der Stil niederländischen Fußballs, sein Mannschaftsdenken und zugleich seine hohe Entfaltung der Individualität sein. Oder: die freieste Form politischer Betätigung, nämlich Bürgerinitiative als Stadtverteidigung, Hausbesetzen (kraken), Ablehnung der Neutronenbombe und vieles mehr. Oder: das selbstbewußte Auftreten im Fernsehen gegen einen oberlehrerhaften deutschen Konservativen, den man nicht als wandelndes Staatssymbol anerkennt, sondern als Mitdiskutanten versteht wie sonst den eigenen Minister im Café Hoppe am Spui – ein Lehrstück gegen den Untertanengeist beim östlichen Nachbarn.

Das Training der Wasserbeherrschung hilft den Niederländern da-



bei, den ersten bürgerlichen Staat der Neuzeit zustande zu bringen – als kleiner David gegen die großen Goliaths feudalabsolutistischer Großflächenstaaten. Sie hatten auch darin einen unübersehbaren Einfluß auf die Herausbildung demokratischer Lenkungsformen in modernen Gesellschaften.

Holland in Not

Alte Karten zeigen: Die Niederlande sind lange Zeit ein Gemengsel von Tausenden von kleinen Inseln und Seen – heute kaum mehr vorstellbar. Der Boden ist schlecht. Läßt kaum zu, daß dort Menschen wohnen.

Die Lage verschlimmert sich noch durch gigantische Wassereinbrüche: 1218 der Jadebusen und 1300 der riesige Zuidersee. 1421 kostet die Elisabethflut bei Dordrecht der damals unsagbar großen Zahl von 100000 Menschen das Leben. 72 Dörfer verschwinden. Die Allerheiligenflut 1570 läßt drei Provinzen mit Wasser zulaufen. Begreifen wir das Elend hinter diesen dürren Zahlen?

Jahrhunderte hinkt das Land hinter dem übrigen Europa her. Die Nordsee ist ein Welthandelsweg – aber auch ein Unheilbringer. Hinter den Dünen: das Ende der Welt?

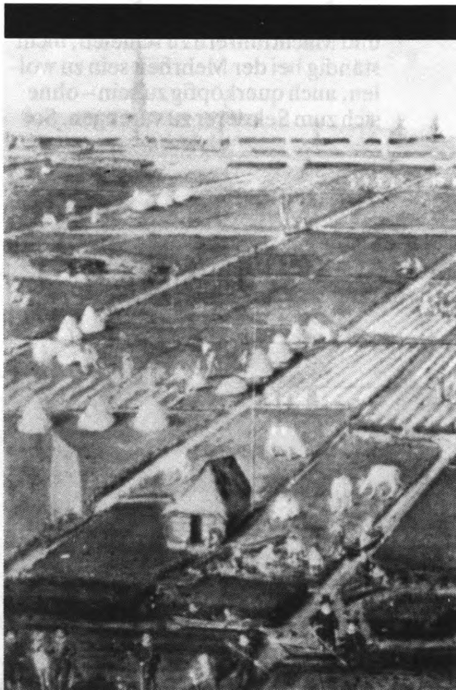
Aber: Als es gelingt, die Natur zu beherrschen, werden die dafür entwickelten Fähigkeiten und sozialen Umgangsformen zu Kräften, die die Kern-Niederlande, das heißt Holland, für zwei Jahrhunderte zum entwickeltsten Land der Erde machen.

Seit dem 8. Jahrhundert gibt es Deichbau in kleinem Maßstab. Im 12. Jahrhundert steigt der Wasserspiegel – ein harter Zwang zur Verbesserung der Deichbau-Techniken. Wenn man überleben will.

Die Konkurrenzpolitik der Landesherren um die Entwicklung früher Territorialstaaten führt dazu, daß sie in ihren Bereichen weitere Verbesserungen – vor allem in der Wasserbeherrschung – anregen müssen: um Steuern für die gestiegenen Hofhaltungs- und Militärausgaben zu erhalten.

In diesem Zusammenhang wird Amsterdam gegründet: ein Damm an der Mündung der Amstel (Dam-Platz, Warmoestraat, Nieuwendijk) zur Sicherung des Amstel-Landes gegen Überschwemmungen, um den Bauern eine wachsende Produktivität zu verschaffen, zur Sicherung des Schiffahrtsweges auf der Amstel nach Utrecht und damit zur Erweiterung des einträglichen Handels, zur Anregung neuer Formen der Produktivität: durch Ansiedlung von Handwerkern.

Um 1293 wird das Dorf zur Stadt erhoben: als militärischer Stütz-



punkt des Landesherrn gegen den Bischof von Utrecht. Folge: steigende Produktivität. Folge: weitere Investitionen in die Wasserbeherrschung. Folge: weitere Produktivität. Folge?

Selbstbewußt auf dem Trockenen

Nun wird allmählich systematisch die Trockenlegung des Sumpflandes organisiert. Vom Zug, Auto oder Fahrrad aus kann man heute noch die Methode genau erkennen.

Alle 40 bis 50 Meter werden lange Abzugsgräben für das Wasser gegraben. So entstehen die typischen schmalen, aber sehr tiefen Grundstücke für die Bauernhäuser. Lägen die Gräben weiter auseinander, bliebe die Mitte des Grundstücks sumpfig. Die Wasserbeherrschung bestimmt also die Größe und Tiefe der Parzellen.

Die Bauern können nun genau regulieren, wieviel Feuchtigkeit ihre Wiesen haben müssen, um fettes Futter für die Kühe zu geben – sie gewinnen dadurch einen einzigartigen Vorsprung vor allen anderen Bauern Europas, die oft von sommerlichen Trockenperioden geplagt werden. Aus den Nachteilen sind Vorteile geworden: ideale Bedingungen für eine reiche Agrarproduktion von Milch, Käse (dauerhaft gemachter Milch!) und für Fleisch.

Aber der einzelne Bauer kann nicht allein über diese Wasserregulierung verfügen. Das Wasser muß irgendwohin abfließen! Was auf der Wiese steht, darüber wird nicht auf der Wiese entschieden. Die Vergesellschaftung der einzelnen Bauern entwickelt sich auf Grund der besonderen Lage viel früher als in anderen Ländern. Und tiefgreifender.

Die Bauern, die sich auf Grund der Geldnot der Feudalherren schon früh gegen Geld aus der Hörigkeit



Land aus dem Wasser, um 1600

freikaufen, tun sich zusammen. Als Gleiche. Sie wählen ihren Vorsitzenden. Man stelle sich das vor! Und sie nennen ihn: Deichgraf. Soviel Selbstbewußtsein gibt es damals nur bei den friesischen Bauern und in den Stadtdemokratien der Toskana.

Sie organisieren ein Netz von kleinen Sammelkanälen. Hinzu kommen große Kanäle, die das Wasser abtransportieren. Sie bauen Schleusen: damit das Seewasser bei Flut nicht ins Land strömt und damit man bei Niedrigwasser (Ebbe) das überflüssige Wasser vom Land abfließen lassen kann.

Aber oft genügt das noch nicht. Denn: Wenn man Sümpfe und Moore austrocknet, liegt der Boden oft unter dem Meeresspiegel. Das Wasser läuft allmählich wieder nach – die Technik des Hochpumpens von Wasser muß entwickelt werden. Welche Mengen an Wasser müssen ständig auf Meeresspiegel-Höhe hochgepumpt werden! Wie denn?

Um 1250 werden die ersten Kornmühlen umgerüstet: mit Schöpfrädern zum Wasserpumpen. Der Naturgewalt des Windes auf dem flachen Land wird Energie abgelistet. Aber: Mühlen sind teuer. Wieviel Geld müssen die Bauern zusammenlegen? Erwirtschaften? Abgeben? Organisieren? Erst als besser gewirtschaftet und verdient wird, können mehr Pump-Mühlen gebaut werden. Im 15. Jahrhundert verbreiten sie sich: für lange Zeit Wunderwerke der Technik, aber immens teuer – auch in der Unterhaltung, denn man muß die Müller-Familien mitbezahlen, versteht sich.

Die hölzernen Bockwindmühlen, die man als Ganzes drehen kann, werden allmählich ersetzt von einem stärkeren Typ, der steinernen Turmwindmühle, wie sie heute noch überall in Holland zu finden ist.

Lange Zeit schaffen die Schöpfräder eine Hubhöhe von anderthalb Metern. Oft reicht das nicht aus. Dann wird ein Sammelbecken für das Wasser angelegt – und eine zweite Windmühle pumpt das Wasser weitere anderthalb Meter hoch. Eine Mühle genügt selten. Viele Mühlen entstehen: regelrechte Windmühlenstaffeln (am besten sichtbar in Kinderdijk östlich von Rotterdam mit 17 Mühlen und bei Leidschendam). Um 1650 wird das Schöpfrad durch die wirksamere Pumpschraube (Wasserschnecke) ersetzt. Neue Hub-Höhe: bis zu fünf Metern.

Land aus dem Wasser

Das Land wird fruchtbar. Reich. Als die Kaufleute in Amsterdam (und in anderen Städten) zu Geld kommen, legen sie einen Teil davon in Landbesitz an – nach dem Vorbild ihrer risikoscheu gewordenen venezianischen Großbürger-Kollegen. Die Amsterdamer Großkaufleute lassen



das Land erst schaffen: durch Trokkenlegung von Seen. Immense Kapitalströme fließen im 17. Jahrhundert in die Polder des Wogmer, Beemster, Purmer, Wormer, Hugowaard, Schermer (mit 14 einzelnen Poldern und 50 Pumpmühlen). Die Gewinne: riesig.

In 600 Jahren entstehen 520000 Hektar Land, das ohne ständige und organisierte menschliche Arbeit und Findigkeit nicht existieren würde – ein großer Teil der Niederlande.

Niederländische Ingenieure werden zur Wasserbeherrschung in der ganzen Welt gesucht: in England, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, Norwegen, Amerika.

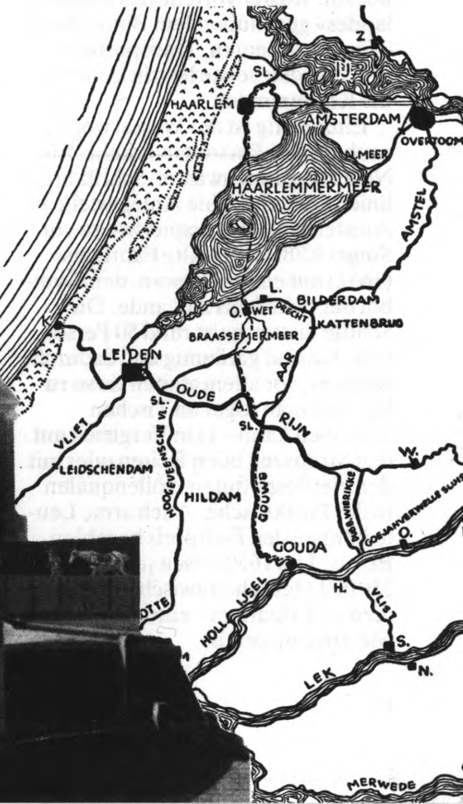
1667 verheißt der Ingenieur Stevin an der Universität Leiden: Eines Tages wird das Volk in der Lage sein, die Seeküste zu schließen. Tatsächlich: 1932 wird – als aufregendes Ereignis (ein Film von Joris Ivens schildert es) – der Abschlußdeich der Zuidersee fertiggestellt. Polder entstehen: 1937–40 der Wieringermeerpolder, 1936–62 der Nordostpolder, seit 1950 Ostflevoland, seit 1959 Südflevoland.

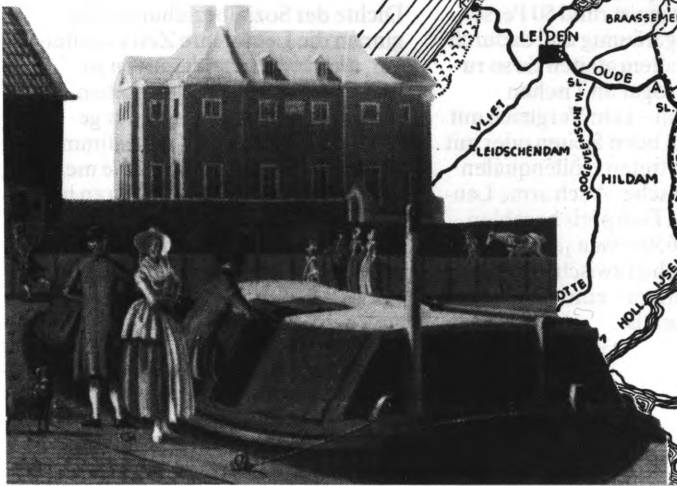
Nach der Flutkatastrophe 1954 wird das größte Bauwerk des Jahrhunderts angelegt: die Eindeichung der besonders gefährdeten Rhein-Maas-Delta-Mündung.

Bürgerinitiativen sind aber auch hier tätig: Sie wachen darüber, daß die größte Behörde der Niederlande, die Wasserbehörde (Rijkswaterstaat), kein Staat im Staate und kein gigantisch verselbständigtes Unternehmen wird – damit die Technik der Wasserbeherrschung sich nicht gegen die Menschen umkehrt.

Konkurrenzlose Kanalschiffahrt

Die Wasserbeherrschung bringt nicht nur neues Land und größere





landwirtschaftliche Produktivität: Die vielen Wasserkanäle machen auch ein seinerzeit einzigartiges Verkehrssystem möglich. Es erreicht so ziemlich den letzten Winkel von Stadt und Land. Gefahrlos und zuverlässig können viel größere Lasten transportiert werden als auf den damaligen schlechten Straßen – und dadurch weit rentabler. Die Amsterdamer Behörde regelt 1593 Frachtpreise, Bestellungen, Versicherungen, Anlegestellen.

Ein Lastschiff faßt soviel Transportgut wie 50 Pferdewagen. Von einem einzigen Pferd – vom Treidelpfad am Kanalrand – am Seil gezogen, kommt es mit einem Fünfzigstel der Energie des Landtransportes aus. Und mit entsprechend wenig Personal, das heißt geringen Lohnkosten: Kostenvorteile des «Wasserlandes» gegenüber dem Binnenland – für Produzenten, Transporteure und Händler sowie letztlich auch für die Konsumenten.

Einzigartig ist der Wasserweg auch für den Personenverkehr. Ein Netz von Binnenwasser-Schiffahrtslinien entsteht. Eine Anlegestelle in Amsterdam war beispielsweise vor Singel 83/85: das «Alte Fährhaus» (1652) mit einem Schwan, dem Symbol der Schiffahrt zu Lande. Die Schiffe fassen meist rund 50 Personen. Sie sind geräumig und dadurch bequem; vor allem gleiten sie so ruhig, daß man sogar an Tischen schreiben kann – kein Vergleich mit den Strapazen beim Reiten oder mit den viel bespotteten Höllenqualen in der Postkutsche. Auch arme Leute können den Fahrpreis bezahlen. Erfolg: Um 1650 reisen jährlich 250000 Menschen zwischen Amsterdam und Haarlem – eine Mobilität wie sonst nirgends.

Pünktlichkeit mit Glockenspiel

Sie heißen Carillons. Und funktionieren wie ein Klavier. Mit wenigstens 24 (und bis zu hundert) Glokken über zwei volle Oktaven. An acht Stellen der Stadt kann man sie hören: von den Türmen der Westerkirche, der Zuiderkirche, der Alten Kirche (Oude Kerk), der Münze (Munt), vom Aufsatz des alten Rathauses (Paleis) auf dem Dam-Platz, vom östlichen Turm des Rijksmuseums, an einem Haus der Kalverstraat 123 (mit sich drehenden Puppen), am Plein 40/50 in der Vorstadt Slotermeer, am Surinameplein und an der Freien Universität in Buitenveldert.

Alle viertel Stunde ertönt eine Melodie. Glockenschläge werden nur alle halbe und ganze Stunde gegeben. Im Sommer gibt es ein- bis zweimal in der Woche auf einigen Carillons regelrechte Konzerte von einer halben Stunde. An der Südseite des Münztores am Muntplein wird jeweils zuvor das Programm angeschlagen. Amsterdams alte Glokkenspiele sind berühmt und sie waren teuer. Reiner Luxus einer reichgewordenen Stadt? Nicht ganz.

Mit der seit dem 15. Jahrhundert rasch wachsenden Produktivität und Dichte der Sozialbeziehungen beginnen die Leute, ihre Zeit einzuteilen, um sie wirksamer nutzen zu können: für präzise Absprachen, für mehr Termine auf Reisen, für genaue Lieferfristen und abgestimmte Übernahmen von Waren. Die meisten Schiffahrtslinien verkehren im Takt – oft alle zwei Stunden. Und: Sie werden ganz pünktlich. Den Kapitänen und Mannschaften drohen bei Verspätung hohe Konventionalstrafen.

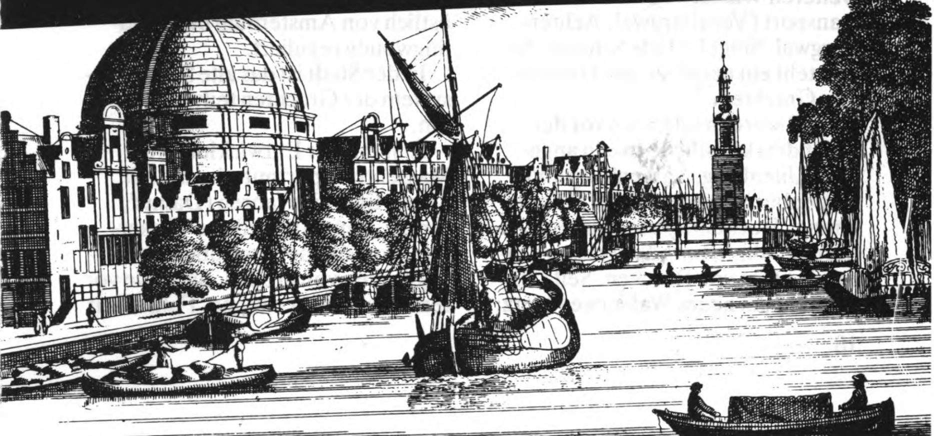


Overtoom: damals ein ländlicher Kanal



Die Amstel an der Keizersgracht

Singel in Höhe Roomolenstraat



Deshalb muß auch die «Zeitansage» weiterentwickelt werden: Kirchtürme und Stadttore sagen nun sogar die Viertelstunden an. Damit man die Zeitansage nicht verpaßt, gibt es seit dem 16. Jahrhundert eine Auftakt-Musik: das Glockenspiel. Seine Funktion: Es soll die Aufmerksamkeit durch musikalische Unterhaltung wecken – damit den arbeitenden, handelnden, diskutierenden Leuten auf der Straße oder in den Häusern die Zeitansage nicht entgeht. Diese Musik quer durch die Stadt ist also kein «Geschenk des Himmels», sondern verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen.

Ein Kind der Wasserbeherrschung

Wie Amsterdam entstand, haben wir bereits gesehen: Gegen das «Wasser» (=Ij; Ijmeer) werden an der Amstel seitliche Deiche gebaut. Heute sind es Straßen: im Osten die Warmoestraat und Zeedijk/Dijkstraat, im Westen der Nieuwendijk (man sieht noch die höhere Lage). Obendrauf Häuser, wie man es noch heute im nahegelegenen Dorf Durgerdam am Ij sehen kann. Immer wenn die Stadt erweitert wird, wirft man den alten Stadtgraben vor der Stadtmauer nicht zu, sondern macht daraus – sehr konsequent – einen weiteren Wasserweg für den Lastentransport (Voorburgwal, Achterburgwal, Singel, Oude Schans). So entsteht ein netzförmiges Gewebe von Grachten.

1593 werden im Osten vor der Stadt drei künstliche Inseln angelegt: Uilenburg, Valkenburg und Rapenburg. Dies bedeutet: Eindeichung, Trockenlegung, Wasserregulierung, Umleitung der Wasserströme, Anlage von Brücken. Seit 1609 entsteht ein neues Wasserwegenetz: der Drei-Grachten-Gürtel aus Heren-, Keizers- und Prinsengracht. Gleichzeitig: die drei «Westlichen Inseln» Bickers-, Realen- und Prinseneiland. Und nach 1643 die drei «Östlichen Inseln» Kattenburg, Wittenburg und Oostenburg. Heute ist Amsterdam eine Stadt auf 90 Inseln – mit 100 Grachten und über 400 Brücken. Diese Zahlen darf man nicht einfach als Zahlen hinnehmen. Was steht alles dahinter?

Die Stadtgrachten sind über Jahrhunderte – ähnlich wie in Venedig – nicht nur das Transportsystem, sondern auch eine Kanalisation. Sie ist, bis zur Einführung moderner Abwasser-Kanäle im 19. Jahrhundert, hygienischer als alle anderen historischen Systeme. Täglich werden die Kanäle – bis heute – durch eine geschickte Regulierung einmal durchgespült – früher unter Ausnutzung des Unterschiedes zum Wasserspiegel des Ij, heute durch Pumpen.

Amsterdam liegt unter dem Meeresspiegel. Schleusen verhindern früher, daß das Wasser aus dem Ij (= «strömendes Wasser») in die Stadt eindringen kann. Erhaltene Schleusen: Singel/Nieuwendijk, Antoniesluis/St. Antoniesbreestraat (mit Schleusenwärterhaus) und die größte an der Amstel/Utrechtse Dwarsstraat. Heute wird das gesamte Ij durch eine gewaltige Schleuse östlich von Amsterdam bei Schellingwoude reguliert.

In der Stadt ist das alte Schleusensystem der Grachten teilweise erhalten.

Erst mit der Entwicklung von Massentransportmitteln, die mit neuen Energien fahren (Dampf, Strom, Benzin), wird der Wassertransport ökonomisch überrundet – abgesehen von großen, nach wie vor rentablen Wasserwegen. Folge: Seit

etwa 1880 werden viele Grachten in Amsterdam zugeworfen, an ihrer Stelle entstehen Achsen für Tram, Auto und Bus (zum Beispiel Nieuwe Zijds Voorburgwal, Rokin, Vijzelstraat, Jodenbreestraat). Die Wasserstadt Amsterdam gerät in Gefahr ...

Großbetrieb Schiffswerft

Wo es Märkte und den Transport mit Schiffen gibt, entstehen auch Arbeitsstätten für Bau und Reparatur von Schiffen. Die Schiffswerften liegen seit jeher im Osten der Stadt. Die Stadtansicht von Cornelis Anthonisz 1544 zeigt uns die «Lastage» östlich vor der Stadtmauer: zwischen Gelderse Kade und Oude Schans (1585 militärisch gesichert). Sie sind frühe Großbetriebe (Manufakturen).

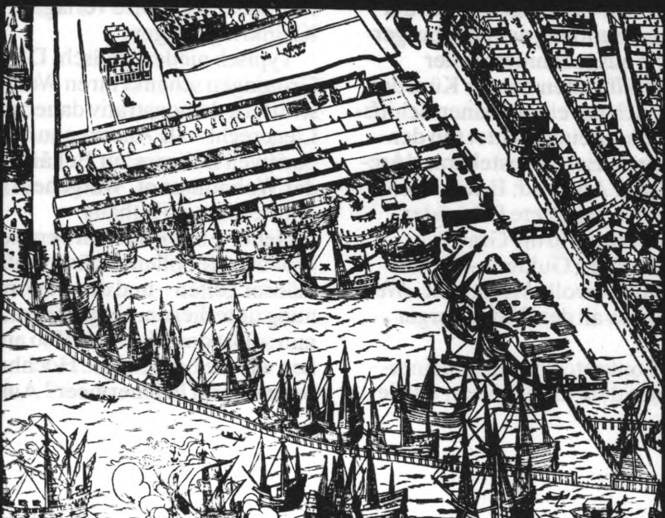
Eine gezielte Stadtplanung erweitert beziehungsweise verlagert teilweise den Werftbereich zweimal nach Osten. In der Kriegskonjunktur werden 1593 drei Inseln künstlich geschaffen: Uilenburg (um die Uilenburgerstraat), Valkenburg (Valkenburgerstraat) und Rapenburg. Als nach 1647 die Werften teilweise auf die «Östlichen Inseln» Kattenburg, Wittenburg und Oostenburg weiterverlegt werden, bauen Spekulanten auf den alten Werftinseln ein dichtes Wohnviertel für aus dem Osten geflüchtete, sehr arme jüdische Familien («Judenviertel»; 1910/26 saniert).

Von der Oostenburger Gracht 1/15 aus ist die Museumswerft «t'Kromhout» einsehbar (Besichtigung: Hoogte Kadijk 147). Das Schiffahrtsmuseum ist im «'s Lands Zeemagazijn» (Kattenburgerplein 1, daneben: die frühere Admiralitäts-Schiffswerft).

Der «See-Rat» (Admiralität) soll seit 1597 die Seeschiffahrt der Kaufleute schützen. Er hat seinen Sitz im Prinsenhof (Oudezijds Voorburgwal 197; 1661 weitgehend neu gebaut, nur Giebel im Hof des Rathauses von 1927 erhalten).

Kleinere Werften für Binnenschiffe gibt es im 16. Jahrhundert auf dem später zugeworfenen Hekelveld (Oude Timmerwerft) und am (spä-

Lastage: das Werftenviertel bis 1600



ter zugeworfenen) Spui (17. Jahrhundert).

Für die Herstellung von Schiffen und das Transportwesen entsteht wiederum ein umfangreicher Markt: von Holz und Eisen zu Navigationsinstrumenten und Karten (Druckereien und Buchhändler rund um den Hafen Damrak).

Wohnboote und Saubermänner

Was geschieht mit den Frachtschiffen, die meist in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts unrentabel werden? Wohnungsuchende besetzen sie. Kaufen sie billig (1970: 10 bis 20000 Gulden). Arbeiter- und Mittelschichtenfamilien. Studenten. Künstler. Im ganzen Land sind es rund 9000 Wohnboote, in Amsterdam rund 2400.

Viele Leute lernen nebenbei vier Handwerke, um die Schiffe billig einrichten zu können. Manche halten sich auf dem Boot einen kleinen Bauernhof. Am Singel 40 liegt das Katzenboot, auf dem 150 Tiere leben sollen. Beim endlosen Besichtigen in fast allen Grachten der Stadt sieht man auf vielen Decks geradezu Bauspielplätze für Erwachsene und Kinder. Ein vielfältiges Spektrum findet man entlang dem Zeeburgerpad. Die ausgedehnteste aller Wohnschiffwelten hat der Künstler Bulgar sich mit einer kleinen Schiffsansammlung eingerichtet (an der Blauwbrug/Ecke Amstelstraat/Amstel 35/49). An Land: Briefkästen, daneben angekettete Fahrräder. Entwässerung: in die Gracht. «Pflanze einen Gulden» – fordert das phantasievolle Wohnboot «Weißer Raabe» an der Wittenburger Gracht 1.

Die konkrete Utopie ist keineswegs nur idyllisch. Ihr Vater ist die Wohnungsnot. Ihr Feind: die Saubermänner der Nation – seit jeher im Bürgerkrieg mit Unkonventionellen, Freiheitlichen, spaßigen Anarchisten, die als die andere Hälfte der Nation gelten. «Puritanischer Hexentraum gegen subversives Rebellentrauma?»

Rund die Hälfte der Boote liegt illegal. Freundliche Aufforderung der Stadtverwaltung Anfang der siebziger Jahre: Bitte räumen. Die Antwort: Schallendes Gelächter. Wohin denn? Mehrfach klopfen Sanierungsplaner an: Alle Wohnboote in ein Hafengetto! – Natürlich von den Bewohnern bezahlt. Folge: Die Abwehr wird in niederländischer Weise organisiert – als landesweite Bürgerinitiative («Botencomité»). Zwei eigene Zeitungen («Living Guide» und «Botenkrant») geben Tips – bis hin zum kostenlosen Zapfen von Strom an Straßenlaternen.

Der Vorentwurf eines saubermännischen Wohnschiff-Gesetzes 1977 verheißt Anerkennung – auf dem Papier. Erkennbare reale Zukunft: Abschaffung. Wütende Proteste. Der Gesetzentwurf muß in den «Eiskasten» (holländische Redewendung). Die Obrigkeit ist verlegen. Der Schauplatz wird verlagert. Kleinkriege folgen.

Typisch niederländisch: Die Stadt Groningen schenkt ihren Wohnschiffern demonstrativ dauerndes Liegerecht – als Anerkennung ihres positiven Beitrags zur Bekämpfung der Wohnungsnot. Wutgeheul im Amsterdamer Rathaus.

Neuer Einfall der Bürokratie: Wohnboote sollen zukünftig als Häuser gelten – und der Bauordnung unterliegen. Gegenfrage: Soll nun selbst das Wohnschiff so aussehen wie die berüchtigte Hochhauswohnung im Bijlmermeer? Aus mit



Angenagt vom »Zahn der Zeit«: Provo-Wohnboot

der Freiheit für die Provo-Kateure? 1979: 150 Boote tuckern als grimmig-fröhlicher Protestzug durch die Kanäle und blockieren alle Wasserdurchfahrten in Amsterdam.

Provo-Kunst zu Wasser

Ex-Provo Jasper Grootveld provoziert erneut. Er baut drei Schiffe aus Abfallmaterial. «Bewegliche Bauwerke». 1976 entsteht auf der Wittenburger Gracht ein «Schaumboot»: der «Zahn der Zeit». Ganz Holland kann auf Inseln angesiedelt werden, verkündet er ironisch. Dann macht Grootveld einen Fehler: Er will juristisch anerkannt werden – mit Hilfe eines Rechtsanwaltes. Ganz un-provo-haft. Das Unheil naht: Bürgermeister Polak will eine Rechnung aus alten Provo-Zeiten begleichen und ein Exempel statuieren. Die Stadtreinigung droht zuzuschlagen. Grootveld flieht – als «Postschiff», mit Frau und Katze, über das Ij-Meer. Die Behörde hält ihn an: keine Seetauglichkeit! Die Fischer in Muiden werden blaß: «Es sah so aus, als käme Jesus übers Wasser gelaufen. Um ein Haar wäre die Landung im Hafen schiefgegangen.»

Der Krieg der Saubermänner gegen die Grachten-Seeleute in Amsterdam schwelt weiter. Die Jachtenflotte großkopfeter Leute wird nicht angetastet.



Last mit der Rüstung

Die Festungsstadt

Neben dem Deich werden im späten 13. Jahrhundert Fischer angesiedelt (Warmoestraat). Dann Kaufleute. Als das Dorf um 1300 zur Stadt ernannt wird, wissen die Leute nicht so recht, ob sie sich darüber freuen sollen. Ist das ein Geschenk des Landesherrn, wie er sagt?

Sie erhalten Selbstverwaltung. Einen Stadtrat. Ein eigenes Gericht. Steuervergünstigungen. – «Wir können unsere Gesetze selber machen – das ist einiges wert.» – «Wir dürfen Handwerker anwerben – das belebt das Geschäft.»

Teure Bürgerfreiheit

Aber die schöne Medaille hat eine Kehrseite: «Wir sind verpflichtet, im Kriegsfall als Militärs zu dienen.» Und: «Der Landesherr zwingt uns, tief in die Tasche zu greifen: Wir müssen eine Militäranlage um den Ort bauen!»

Zunächst schieben die Leute die verfluchte Anlage lang, lang vor sich her: zwei Generationen. Dann bauen sie um 1340 das Billigste – was aber auch schon höllisch teuer ist: einen Stadtgraben und einen Wall mit Eichenspießen (Oudezijds Voorburgwal und Nieuwezijds Voorburgwal). Kosten? Wohl die Hälfte vom Stadtetat.

Jetzt merken sie: Bürger sein heißt in einer Festung zu leben – mit dem Korsett einer Militäranlage. Im Käfig. Das geht allen Stadtbewohnern Europas ähnlich. Nutzen hat

nur der Landesherr: Er besitzt einen militärischen Stützpunkt gegen seine ebenso raubgierigen Kollegen.

Die Stadt ist dicht besiedelt. Sie ausdehnen? Da steht das Militär-Korsett. Der einzige Bau der Stadt, der nicht in einem der vielen Stadtbrände zerstört wird. Zum Teufel. Schließlich geht's nicht anders: Die Stadterweiterung um 1380 verlangt einen ganz neuen Wall (das Billigste!) und Graben (Oudezijds Achterburgwal und Nieuwezijds Achterburgwal). Was das kostet! Auch der Stadtrat, der nun immer mehr nur aus den reich Gewordenen besteht, flucht. «Und dann noch der Abriß der alten Militäranlage!» – «Den früheren Stadtgraben kann man wenigstens als Wasserweg behalten.»

Der Stadtrat diskutiert: «Kann man allen Leuten Waffen geben?» – «Es sind auch arme Leute darunter.» – «Unzufriedene.» – «Verdächtige.» – «Man hat grobe Worte gegen die Reichen gehört. Vorsicht», sagen manche Stadträte, «der gemeine Mann darf keine Waffen erhalten. Er könnte sie gegen uns kehren . . .» Wenn man später mal kleine Leute bewaffnet, wie beispielsweise 1652 die Torfträger, dann nur mit Pieken und Hacken, mit denen sie nicht viel anfangen können.

Die nächste Stadterweiterung ist überfällig. Kosten? Unvorstellbar – mehr als eine riesige Kirche. Daher schiebt der Stadtrat sie vor sich her. Die Kaufleute haben keinen Sinn für Militärausgaben: Sie fressen ihre Steuern. Aber um 1420 ist es soweit: wieder eine riesige neue Militäranlage (Singel/Kloveniersburgwal/Gelderse Kade). Abriß der alten. Die Stadt dürfte dabei wohl fast bankrott gegangen sein. Die Kräfte von Generationen werden gebunden.

Jetzt ist auch der Bau einer steinernen Mauer anstelle eines billigeren Erdwalls nicht mehr zu umgehen. Was das erst kostet! Kalk ist teuer. Steine und Sand müssen von weither antransportiert werden. Arbeit für ein Heer von Maurern. Zimmerleute bauen hoch oben einen Umgang: Die Verteidiger können sich hinter die Zinnen zurückziehen oder zwischen den Zinnen mit Bögen schießen beziehungsweise Steine werfen (ballistische Kurve). Schönheit ist beim Militär nicht im geringsten gefragt, sondern lediglich der Nutzen des eigentlich Sinnlosen: Je höher die Militärs oben stehen, desto weiter können sie werfen – das ist alles.

Die schreckliche neue Waffe

Drei Generationen später ist die teure Anlage militärisch veraltet. Denn eine Schreckenswaffe verbreitet sich in Europa und zerschlägt fast überall die Verteidigungswerke: die Bombarde. Eine Pulverexplosion im Kanonenrohr schleudert dicke Steine gegen die Mauern – so daß sie einknicken und die Angreifer durch die Bresche strömen können. Der Stadtrat muß erneut riesige Geldsummen ausgeben: um die Stadtmauer umzurüsten – das heißt, weitaus dicker zu machen. Dabei werden die Stadtgräben aufs Doppelte verbreitert, außerdem Gitter aus dicken Pfählen in die Gräben und vor der Seeseite der Stadt in den Sumpfboden gerammt.

Die Stadtmauer erhält 1484 neue Türme (erhalten: der Schreiersturm, Prins Hendrik-Kade 95/Geldersekade). Und neue Tore. Denn die Zugänge zur Stadt sind die Schwachstellen der Militäranlage. Daher werden sie mehrfach gesichert: mit zwei Toren und einem Fallgitter (er-

halten: das St. Antonie-Stadttor, 1488, auf dem späteren Neumarkt, umgebaut zur Waage, und der Münzturm am Muntplein).

Die Militäranlage soll nach außen als Drohgebäude wirken. Eines ihrer Tore wird «Schweig Utrecht» genannt (1481: an der Ecke Turfmarkt/ Nieuwe Doelenstraat, nicht erhalten) – als Geste gegen die Konkurrenz im Süden.

Außen hui und innen . . .

Nach innen – hinter dem Mauerkorsett der Stadt – kommt die Kehrseite der immensen Geldausgabe für das Militär zutage: die Armut – in Gestalt vieler erbärmlicher Hütten der Allerärmsten, die dort unter den Bögen Zuflucht suchen, weil sie kein anderes Obdach finden. Wenigstens ein Nutzen aus der sinnlosen Militärinvestition.

1533 befiehlt die Stadtverwaltung: Alle Ställe unter den Mauern abreißen! Die Leute ärgern sich. Sie versuchen, die Verordnung durch Nichtstun zu unterlaufen. Abwarten. Flüche gegen die Obrigkeit.

Aber auch viele der reichen Kaufleute in Amsterdam stimmen wohl ihrem liberalen Intellektuellen Erasmus von Rotterdam zu, der 1517 in seiner Schrift «Klage des Friedens» aufs schärfste den Krieg verurteilt. Er bringe nur Unheil und Zerstörung. «Jetzt . . . führen die Fürsten ohne Nachteil Krieg, die Hauptleute werden davon reich. Der größte Teil des Unglücks kommt über die Bauern und das gemeine Volk, die nichts mit dem Krieg zu tun haben und selbst keinerlei Ursache zu seinem Entstehen boten.»

Der Krieg schafft Witwen und Waisen. Um 1600 gibt es viermal mehr Witwen als heute.

Die Stadtbewohner leben in einer Festung. Sie ist nahezu allgegenwärtig. Militär ist Machtdemonstration – in Wappen und Siegeln als Rituale sakralisiert.

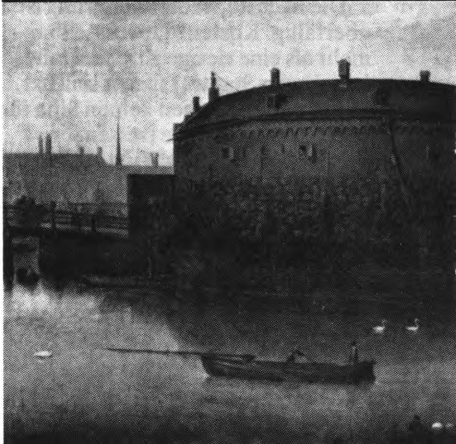
Geld in den Sumpf

1585. Krieg. Antwerpen wird von den Spaniern erobert. Panik. Das Werften-Viertel muß militärisch gesichert werden (erhalten: Montelbaansturm, Oude Schans 2). Der Stadtrat beschließt, im Wettrüsten mitzuhalten. Vor der Stadtmauer wird hektisch eine neue riesenhafte Militäranlage begonnen.

Der Flüchtlingsstrom von Reichen und Armen läßt die Stadt wie ein Faß überlaufen. Als der Stadtrat 1609 beschließt, den Reichen ein vornehmes Viertel zu bauen, ist die angefangene neue Militäranlage im Weg. Eine Fehlinvestition. Ungeheuer viel Geld buchstäblich in den Sumpf geworfen. Sie wird abgerissen.

Bevor das erste Wohnhaus der riesigen Stadterweiterung des Drei-Grachten-Gürtels gebaut wird, muß zuerst einmal der Reichtum gesichert werden: durch einen Militärgürtel, der zu den gewaltigsten in

Nachrüstung um 1605: Rondeel an der Binnen

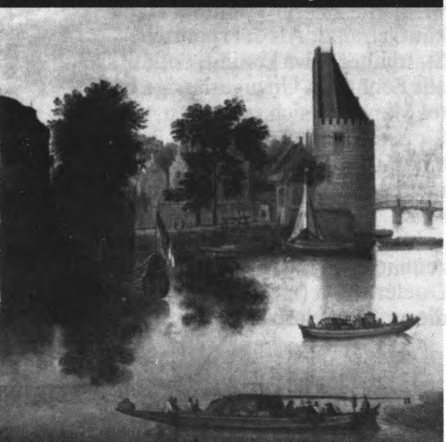


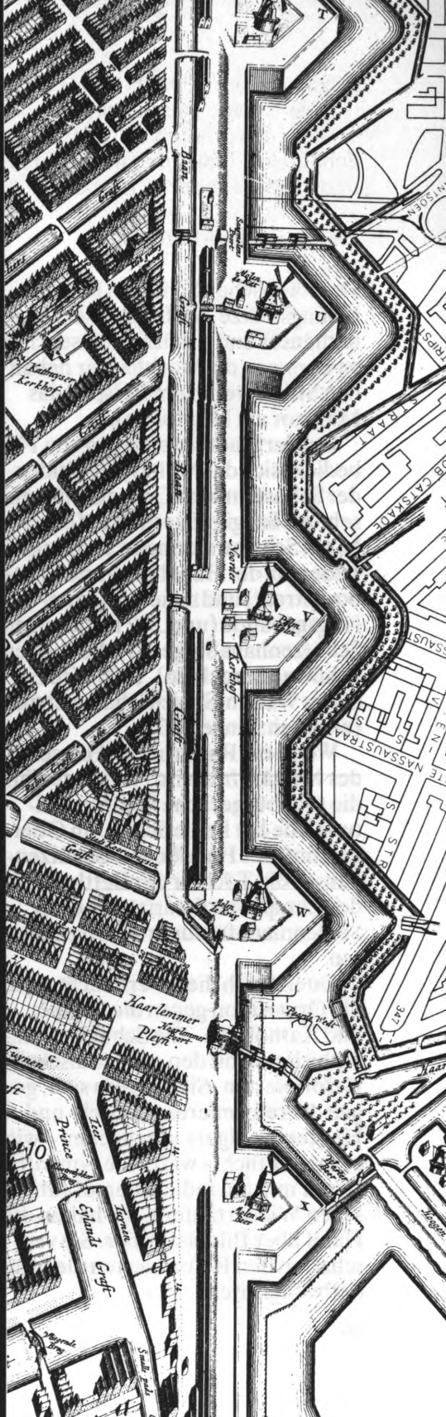
Europa zählt. Fünf Meilen lang. Sieben Stadttore. 26 Bastionen. Errichtet in zwei Jahren – eine gewaltige Arbeit eines perfekt durchorganisierten Heeres an Erdarbeitern, Trägern, Maurern und Militäringenieuren. Der Graben wird viermal so breit wie die mittelalterlichen Stadtgräben und doppelt so breit wie die späteren vornehmen «Drei Grachten» (Nassaukade/Stadhouderskade).

In Abständen von rund hundert Metern werden fünfeckige Bastionen vorgezogen. An ihren Ecken stehen Kanonen, die an den Mauern entlang schießen: um die Angreifer, die sich nach vorn aufs Erstürmen der Mauer konzentrieren müssen, von den Seiten in Bedrängnis zu bringen (Flankenfeuer). Auf den Bastionen: 26 Windmühlen (erhalten: Zeeburgerstraat).

Die Folgekosten sind ungeheuer hoch: Für die Instandhaltung der Mauern und der unterirdischen Lagerkammern (Kasematten), für Kanonen, Kugeln und Waffen. Für die Aufseher. Und für die Soldaten. 1769 wird auf dem Alexanderplein das riesige Muidertor (Muiderpoort) gebaut: eine Schau-Fassade des Festungsgürtels. Die Armen und die

Amstel und das Stadttor »Schweig Utrecht«





Ein Stück Festungsgürtel im 17. Jahrhundert, heute Marnisstraat

Reichen spüren: Das hochdekorierte gegenseitige Totschlagen verschlingt den größten Teil aller Abgaben für die Gemeinschaft – mehr als irgend etwas anderes. Bis heute.

Was treibt das Militär?

Die städtischen Schützen haben Übungsplätze, Waffenhäuser, Lagerhäuser und Schützenhäuser. Hinzu kommen die Wachhäuser neben den Stadttoren (zum Beispiel das Münztor am Muntplein).

Bei der Stadterweiterung von 1420 bedient sich das Militär, die Gilden der Sebastian- und Georgsschützen, sehr großzügig: Es erhält auf der früheren Schafsweide neue Trainingsfelder (an der Handboog- und Voetboegstraat) und neue Versammlungsgebäude (um 1512 Handbogen-Schützenhaus Singel 424; Fußbogen-Schützen Singel 426). 1606 wird ein neues Waffen-Speicherhaus gebaut (erhalten: Singel 423).

Wenn ein Raum in den Häusern des Militärs frei wird, vermietet ihn die großbürgerliche Stadtverwaltung. Sie hat keine Scheu, im Obergeschoß des Handbogen-Schützenhauses die Töchter der Bettler, also des Lumpenproletariats, in einer Seidenmanufaktur arbeiten zu lassen.

Quer durch die Oberschicht geht die Opposition gegen die Spanier und Katholiken – die Schützen sympathisieren mit den aufständischen Reformierten. Sie weigern sich, gegen die reformierten «Busch- und Heckenprediger» vorzugehen – wie es ihre «Pflicht» wäre. Sie sympathisieren mit den radikal demokratischen Wiedertäufern. Sie halten die Hand über Bilderstürmer. Sie verschaffen den Reformierten die Minderbrüderkirche.



Die Schützen lassen die Sau raus

Typisch Amsterdam. Die Feinde sind eigentlich nie klar auszumachen. Die Fronten gehen quer durch die Reihen. Die Kaufleute müssen mit jedem handeln. «Geld hat immer schon gestunken – was solls?» Sie vermuten, daß die Lage morgen ganz anders sein könnte – und wollen dabei sein. Oder: Sie sind moralisch, sehen – wie auch Jahrhunderte später ihre Nachkommen – im Wust der Sprüche und Verkleisterungen immer noch den menschlichen Kern.

Die Schützen treiben es so frech, daß sie 1567 einen Führer der aufständischen Partisanen, den Geusen Henrik van Brederode zum Chef des städtischen Militärs machen. Unerhört, schreit die Stadtverwaltung, in der dieselben Schützen sitzen – und wirbt von auswärts Söldner an, die käuflich sind. Als der spanische Statthalter Alva kommt, entläßt sie alle Schützen. Unzuverlässige Leute! Man kann sich vorstellen, was das für einen Wirbel gibt! Er treibt die einheimische Oberschicht noch mehr auf die Seite der Aufständischen.

Im großen Saal des neuen Schützenhauses (1640) an der Nieuwe Doelenstraat (nicht erhalten) finden die großen Schützenmahlzeiten


Festgelage 1648

statt. Der fröhliche Männerbund wohlbeleibter Honoratioren, die mit total veralteten Waffen spielen, beginnt und endet ganz unmilitärisch: Ein großes Freßgelage wird zu einem großen Saufgelage. Trunksucht – dagegen wettern seit der Reformation (1578) die kalvinistischen Prediger. Ohne irgendeinen Erfolg. Ist es alter Katholizismus, der bei Gelegenheit wieder zum Vorschein kommt? Oder die Abneigung gegen das Militärische? Auch in England sind die Amsterdamer als «Riesen-Trinker» verschrien.

Viele Maler schildern uns diese fröhlichen Veranstaltungen. Gestandene Ehemänner singen da Liebeslieder auf junge Mädchen. Lassen sich vollaufen. Fressen sich rund. Man begreift, warum sich dieselben Leute Bilder ins Zimmer hängen, die saufende, kartenspielende, raufende und scherzende Bauern darstellen. Und warum Scherze, Streiche und Spaß eine so große Rolle spielen.

1642 wird Rembrandts Schützenbild («Die Nachtwache», Rijksmuseum) aufgehängt. Militärisch ist daran wenig. Keine Disziplin, keine rechten Winkel, kein zackiger Aufmarsch. Statt dessen: viel sorgfältige psychologische Beobachtung der Personen, ihrer Gesichter, Gesten und Begegnungen. Und: Rembrandt inszeniert wie ein Theaterregisseur.

Antimilitaristisch von altersher

Alle Protestbewegungen der letzten 15 Jahre haben an die Abneigung sehr vieler Niederländer gegen das Militär appelliert – und dabei stets viele Sympathien gefunden.

Das hängt an vielen historischen Erinnerungen: Die Niederländer erleben im 80jährigen Befreiungskrieg gegen den spanischen Zentralstaat bis 1648 die Grausamkeit des Abschlachtens ununterbrochen über vier Generationen hinweg. Dieser Schock hat ungeheure Nachwirkungen. Wer sind denn die Soldaten?



Vor allem gekaufte Söldner: Entwurzelte, Desperados, Ausgeflippte, Sadisten, Kriminelle, Beute-Löwen. Von beiden Seiten bezahlt bleiben sie Fremde. Die Kaufleute der Städte haben kein Interesse am Militär. Sie bezahlen es, aber sie sind es nicht selbst – auch nicht die Hauptleute. Die Militärführer sind Adlige aus den Provinzen – ökonomisch absinkend, heruntergekommen, mit der letzten Chance, sich durch Raub ein «angemessenes» Prestige zu erhalten. Adel aber gilt ohnehin den Stadtbürgern der Niederlande nicht viel. Die Niederländer tragen ihre weiteren Kriege im wesentlichen zur See aus – oder weit entfernt in den Kolonien, aber nicht im eigenen Land. Mit Seeleuten – weithin verachtetem Subproletariat, das den bürgerlichen Schichten keine Achtung vor dem Militär einzuflößen vermag. Im Gegenteil: Man distanziert sich lieber.

Dank ihrer Lage verstehen die Niederlande es, sich draußen zu halten – neutral. Sie werden von den Franzosen 1795 und von den Deutschen 1941 überfallen. Abwehr? Sinnlos. Das wissen sie auch heutzutage. Ihr Militär ist eigentlich unbrauchbar – kaum mehr als ein kostspieliges Ritual. Pappkameraden?



Im Gegensatz zu den blind gehorchenden Ordnungskräften vieler anderer Länder finden sich – wie bei den Schützen des 16. Jahrhunderts – zum Beispiel viele Polizisten, die sich weigern, gegen Bürgerinitiativen vorzugehen. Sie halten raffiniert ihre Hand über Hausbesetzer. Manche singen mit den Belagerern des AKWs Doodewaard und stekken sich deren Protestplaketten an.

Die Niederlande wenden sich gegen die Neutronenbombe. Und gegen die sogenannte Nachrüstung (Herrschaftssprache!). Munitionstransporte werden gestoppt, Volksabstimmungen organisiert, Stationierungsplätze besetzt. Auf dem Museumplein in Amsterdam versammeln sich 400 000 Friedens-Demonstranten; seither steht dort das Friedensmonument: Eine Rakete verwandelt sich in ein Liebespaar, das sich umarmt. Und die radikalen Antimilitaristen von der Gruppe *Onkruit* (Unkraut) machen mit einem frechen Coup streng geheime Militärpapiere öffentlich – damit alle wissen, wie sich manche Militärs den Ernstfall im Innern vorstellen.

Ein kleines Land – aber auch ein Laboratorium des Anti-Militärischen.





The Dutch Desease is better for Peace

Sonnabend. 21. November 1981. Ein bißchen Sonne. Dann wird es trüb. Auf allen Autobahnen rund um Amsterdam: Ketten von Autobussen. Überfüllte Züge. Aus fünfzehn Stadtteilen ziehen Demonstranten zum Museumsplein. So voll ist der Platz niemals gewesen: 400000 Menschen stehen dort – die größte Demonstration der Niederlande. Und die größte Europas. Vor allem, wenn man bedenkt, wieviel Einwohner die Niederlande haben (rund 14 Millionen). «Das Land ist verseucht von der Hollanditis.»

Auf dem Museumsplein – Künstler. Rock gegen Atomraketen. Wolf Biermann singt. Einige kurze Reden. «Wir machen ein neues Europa», sagt Mient-Jan Faber, der Sekretär des veranstaltenden Interkirchlichen Friedensrates. «Wir machen die neue Sicherheits- und Friedenspolitik. Die Hollanditis greift auf ganz Europa über». Ohne die Politiker. Die werden ausgepfiffen, auch wenn sie die Friedensbewegung zu umarmen suchen. Zu widersprüchlich ist die Haltung des Kabinetts, zu groß das Mißtrauen gegen die Taktierer.

Der «liberale» Militär-Minister hatte zudem demonstrativ den Soldaten das Protestieren in Uniform verboten. Ebenso demonstrativ stehen nun fünfhundert auf dem Platz. «Dapper, guck, das sind echte Demonstranten», sagt eine alte Frau. Am Montag werden sie für acht Tage in den Bau gehen müssen. «Das ist kein Problem», sagt einer, «ich zahl das wie den Eintritt ins Kino. Dafür hab ich ja was. Jammern? Kommt nicht in Frage. Ich bin da stolz drauf.»

Dann bewegt sich stundenlang ein Zug durch die Altstadt: über die Nassaukade, Rozengracht, zum Dam-Platz und zurück zum Museumsplein. Familien mit Kindern, Menschen aller Altersgruppen und ein Meer von Transparenten.







Großkaufleute und Straßenhöker

Die Handelsstadt

Als neben dem Deich und der Amstel-Schleuse das Dorf Amsterdam gegründet wird, ist es ein Ort, in dem Fischer und Bauern die Natur nutzen. Als Amsterdam den Status einer Stadt erhält, kommen zwei neue Funktionen hinzu: Es wird eine Militär-Anlage (siehe: Die Festungsstadt) und ein Markt.

Jede bürgerliche Stadt in Europa ist im wesentlichen ein Handelsplatz, ein großer Markt. Das ist ihr Kennzeichen – bis heute. Die Markt-Städte haben ihren eigenen Sozialcharakter – je nach Lage, Geschichte und Größe.

Märkte für alles und jeden

Am Anfang sind diese Märkte stets kleine Umschlagplätze zwischen Stadt und begrenztem Umland: Die Bauern verkaufen Lebensmittel – und kaufen von den Handwerkern der Stadt Handwerksgeräte.

Wohl von Anfang an hat der Umschlagplatz Amsterdam weiterreichende Funktionen. Der Fischmarkt liegt (bis 1841) an der zentralsten und das heißt ältesten Stelle: auf dem Dam-Platz, unmittelbar neben dem Hafen. Dies bedeutet: Er ist ein Markt, der auch aufs Wasser ausgerichtet ist. Der Bezug zur See prägt dann die weitere Entwicklung der Stadt: zum regionalen und später überregionalen Umschlagplatz. Am wichtigsten Welthandelsweg gelegen, wird Amsterdam eine Austauschstelle für einen großen Teil der Welt.

Innerhalb der drei Ebenen des

Marktes gibt es vier Typen von Märkten. Im Straßenmarkt verkaufen Handwerker und Händler aus ihren Häusern auf die Straße (zuerst: Warmoestraat, dann Nieuwendijk). Diese Form des Marktes ist uralt – wohl aus weiterlebender römischer Tradition übernommen. Darauf weist auch die Form der Häuser hin: das hohe Erdgeschoß, oft mit einem Zwischengeschoß (Hängeboden) als Lager. Die Warmoestraat hat 1550 65 Prozent Kaufleute und 22 Prozent Handwerker. Auf dem offenen Markt-Platz (zuerst: Dam-Platz) verkaufen Bauern, Händler und Handwerker, die nicht am Straßenmarkt wohnen, ihre Produkte. Daneben gibt es wandernde Händler (ambulanter Markt). Und schließlich entstehen später als vierter Typ Markthallen, Versteigerungen und Börsen.

Im Laufe der Zeit weitet sich der Austausch auf den beiden ersten Straßenmärkten (Warmoestraat und Nieuwendijk) so aus, daß auch andere Straßen und sogar Gassen zu Märkten werden.

Mit dem Wachsen des offenen Marktes auf dem Dam-Platz entstehen Probleme und Konflikte. Daraus entwickelt sich die Verwaltung: als Ordnungs-Verwaltung. Die Obrigkeit wird zur Markt-Aufsicht. Ihre zweite Aufgabe: Sie verteilt nun den offenen Markt auf mehrere Stellen in der Stadt. So entsteht ein weitverzweigtes Netz von Märkten – über das ganze Stadtgebiet ausgebreitet.

Die Obrigkeit teilt den Markt nicht einfach auseinander, sondern in einzelne Handelszweige. Damit wird nahezu jeder Markt spezialisiert: Man kann hier meist nur ein Produkt beziehungsweise nur wenige Produkte kaufen – aber die Waren der vielen Händler miteinander vergleichen.

Diese Spezialisierung hat für die Amsterdamer Bewohner Nachteile: Nie finden sie alles zusammen in der Nähe ihrer Wohnung. Sie müssen oft weit laufen. Warum entstehen überhaupt solche spezialisierten Märkte? Sie zeigen, daß Reichweite und Qualität des Austauschs sehr entwickelt sind. Der lokale Markt wird zugleich zu einer Art Großmarkt für Händler, die die Waren weithin transportieren oder von weither anreisen.

Damplatz um 1650: Handel, Wandel und ein nie gebauter Kirchturm



Kontrolle und Öffentlichkeit

Daher kontrolliert die Stadt – im Gebäude der Waage mitten auf dem Dam-Platz (1808 abgerissen) – das Gewicht und die Qualität der Handelsgüter. Danach sind Steuern zu entrichten. Die Waren erhalten einen Gütestempel. Ihr Preis wird behördlich bestimmt. Das fördert das Vertrauen der Kunden und damit den Absatz.

Güternahverkehr mit Schubkarre, Schulter und Schiff





Die Fleisch- und Fischmärkte werden besonders genau kontrolliert, so daß nichts Verdorbenes angeboten wird.

In acht großen Toröffnungen des Waage-Gebäudes auf dem Dam-Platz hängen offen die Wiegeschalen – unter dem Schutz breiter Vordächer aus Holz. Im Obergeschoß befindet sich das Wachlokal der Polizei, der Schützen.

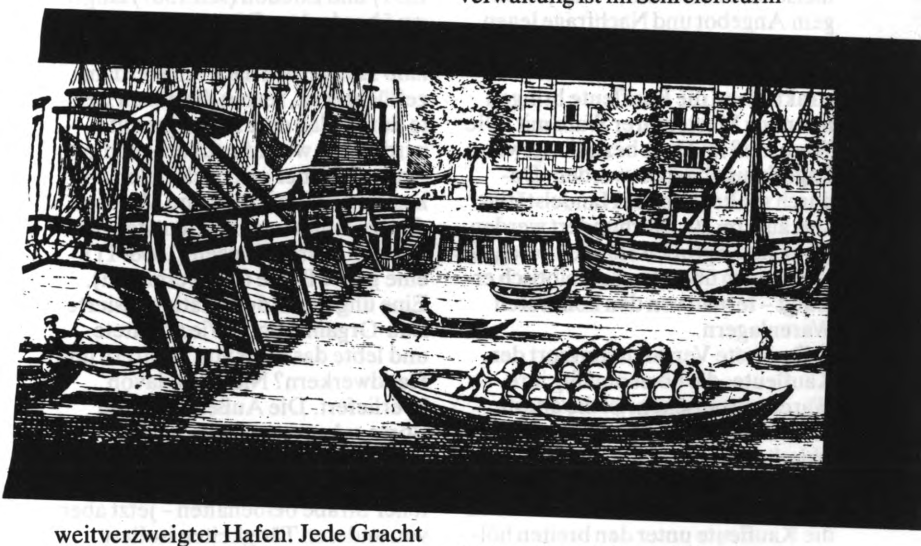
1617 wird das überflüssig gewordene St. Antonie-Stadttor auf dem Neumarkt (Nieuwmarkt) zur zweiten Stadtwaage eingerichtet. Nach der großen Stadterweiterung 1609 kommt 1668 ein drittes Waage-Gebäude hinzu: auf dem Buttermarkt (Rembrandtsplein; abgerissen).

Jedermann kann beim Wiegen zusehen. Aller Handel in der Stadt ist öffentlich. Mit Selbstverständlichkeit. Daher stammt die Dimension des Öffentlichen, die später in Demokratisierungsprozessen eine wichtige Rolle spielt, aus großen Handelsstädten – vor allem aus den mittelalterlichen Orten der Toskana und aus dem neuzeitlichen Amsterdam. Sie stammt nicht aus Residenzstädten mit Bürokratie. Dort wird die Machtdarstellung an die Stelle der Durchschaubarkeit gesetzt. Und: Bürokratie neigt stets zur Geheimhaltung.

Transport per Schiff und Schulter

Die Märkte hängen in Amsterdam weitgehend mit dem Wassertransport zusammen. Sie sind weit mehr als lokale Verkaufsstätten.

Die Bauern kommen meist mit Kähnen nach Amsterdam und fahren durch die Grachten zu den Märkten. Daran erinnern noch einige Schleusen, etwa die Schweineschleuse (Varkenssluis; an der Damstraat/Oude Doelenstraat/Oudezijds Voorburgwal) oder die (nicht erhaltene) Schleuse am Singel zum (zugeworfenen) Spui, die Bauernverdruß heißt, weil sich dort oft lange Staus bilden.



Prinzipiell ist die ganze Stadt ein weitverzweigter Hafen. Jede Gracht ist ein Landeplatz. Die Märkte befinden sich meist unmittelbar neben dem Wasser.

Am Oudezijds Voorburgwal liegt zwischen der Alten Kirche und der Damstraat der Bier-Kai. Die Seeleute und Bierträger gelten als handfeste Leute. Die volkstümliche Redensart «Gegen den Bier-Kai kämpfen» bedeutet soviel wie: keine Chance haben.

Die Seeschiffe ankern lange Zeit vor dem Dam am Damrak – ein Wald von Schiffen: um 1700 an die 7000 im Jahr. Als sie größer werden, ankern sie nördlich vor der Stadt. Die Kaufleute reisen nicht mit. Von Dezember bis März ruht die Überseeschiffahrt. Dann gibt es viele Arbeitslose. Was tun sie? Wie leben sie?

Ins Wasser hineingebaut steht am Oudebrugsteeg 16 das große Steuer-Gebäude (Stadts-Exijnshuis, 1638): für Abgaben auf Getreide, Bier, Wein, Torf und Kohlen. Die Hafenverwaltung ist im Schreiersturm (Prins Hendrikkade 95).

Die breite Geldersekade ist – ähnlich wie der Damrak – größeren Schiffen zugänglich. Sie wird auch der Englische oder Londoner Kai genannt.

Wie werden die Waren zu Land transportiert? Ein Heer von Trägern schleppt Säcke auf dem Rücken. (Wie sehen die Bandscheiben nach 20 Jahren Beruf aus? Ärzte? Kein Geld. Rente? Dafür muß man Kinder haben!) Daneben sieht man viele

Arbeiter mit großen einrädrigen Schubkarren. Der Schleifkufen-Schlitten wird von einem Pferd über das Pflaster gezogen. Nicht etwa nur bei Schnee, sondern das ganze Jahr über. Was für ein Lärm!

Börse und Bauten des Kapitals

Der Börsenhandel entwickelt sich in Italien – auf den Märkten. Börse – das ist eine flexible und spekulative Form des Verkaufens, anders als meist auf dem Markt: Nach jeweiligem Angebot und Nachfrage legen Makler die Preise fest.

In der Börse wird der Handel abstrakt, denn die Kaufleute bringen nur noch Muster ihrer Ware mit. Die Ware muß im Haus beziehungsweise Lagerhaus abgeholt werden. Dadurch spaltet sich die Handelstätigkeit auf. Im 20. Jahrhundert werden die meisten großen Handelsgeschäfte nur noch über den Schreibtisch erledigt – fernab von den konkreten Warenlagern.

Der erste Versammlungsort der Kaufleute, die börsenmäßig ihre Waren austauschen, ist die älteste Straße der Stadt, die Warmoestraat zwischen Sint Olofspoort und Oudezijds Armsteeg – eine Art Freilichtbörse. Bei schlechtem Wetter stehen die Kaufleute unter den breiten hölzernen Vordächern der Geschäfte.

1527 erläßt die Obrigkeit eine Verordnung: Wer keine Arbeit hat, muß sich in einer Art Arbeits-Börse auf der Alten Brücke (Oudebrugsteeg) anbieten. Dicht an dicht stehen die Menschen. Unter den Bedingungen dieser Zeit: Menschenhandel. Die Not im Nacken. Ohne Gewerkschaft und Tarifverträge. Seefahrt. Kolonie. Krankheit. Hohe Sterblichkeit. Angebot und Nachfrage regulieren Leben, Armut und Profit. Die Geschichtsschreiber schweigen dazu ...

Nach der Reformation 1578 erhalten die Kaufleute die aufgehobene Sint Olofskapelle (Zeedijk 2a). 1584 wird einem Teil des Börsenhandels das Kirchen-Büro (!) am Oude Kerksplein zugewiesen. Es ist viel zu klein. Sommertags stehen die Leute wieder draußen – diesmal auf der Neuen Brücke (Nieuwebrugsteeg).

Wir wissen nicht, wie die Leute fluchen – zumal Antwerpen (seit 1531) und London (seit 1567) längst ein überdachtes Börsengebäude haben. Als im langen Befreiungskrieg halb Antwerpen nach Amsterdam geflüchtet ist, setzen die neuen Leute durch, daß eine Börse gebaut wird. Aber wo? Man überbaut die Amstel. Sicher erst nach vielen Diskussionen. Wo Rokin und Middendam zusammentreffen, entsteht – in nur drei Jahren Bauzeit (1608–11) – eine große Börse (nicht erhalten). Eine ungemein durchrationalisierte Bau-Organisation. Wie arbeitete und lebte das Heer von Maurern und Handwerkern? Nichts ist davon überliefert. Die Außenseiten der Börse sehen aus wie die Rialto-Brücke in Venedig. Im Innern wird der Charakter des Handelns auf offener Straße beibehalten – jetzt aber von anderen Tätigkeiten isoliert: Die Kaufleute stehen in Gruppen auf dem offenen Innenhof. Bei Regen: Schutz unter Arkaden.

Durch die Gründung der Ostindischen (1602) und der Westindischen Handelsgesellschaft (1621) erhält Amsterdam eine zentrale Funktion im Welthandel. Amsterdam und London jagen Spanien das Ostasien-Geschäft, besser gesagt die Ausplünderung Ostasiens ab. Folge: riesiges Wachstum des Fernhandels. Die Zentrale der Ostindischen Ge-

Anschaffen: die Börse um 1610



Auftrumpfen: das Doppelhaus des Waffenhändlers Trip



Ausplündern: Magazin und Werft der Ostindischen Handelskompagnie



sellschaft steht an der Oude Hoogstraat 24, die Zentrale der Westindischen Gesellschaft an der Prins Hendrikkade/'s Gravenhekje 1 (1641). Hauptgeschäft: Sklaven-, Gewürz- und Diamantenhandel. Jeder reiche Kaufmann kann Gesellschafter der Handelsgesellschaften werden – über eine neue Form: die Aktie. Amsterdam wird die erste Aktienbörse der Welt.

Waren-Handel zieht den Geld-Handel nach sich. Eine Schicht an Reichen entsteht, die zunehmend nicht mehr mit konkreten Waren handelt, sondern nur noch mit den Vermehrungsmöglichkeiten ihres Geldes, das andere zum Produzieren benötigen.

Amsterdam wird Sitz vieler Superreicher, die anderswo ihre Produktionsstätten haben: Zum Beispiel läßt die Waffenhändler-Familie Trip am Kloveniersburgwal 29/31 ein riesiges Großbürgerhaus bauen (1660/64) – fast doppelt so hoch und mehrfach breiter als andere (links Nr. 25 von 1650). Im Giebel: Kanonen! So großkotzig ist der Anspruch des Waffenhändlers, daß er sein Privathaus wie das monutmentale Rathaus aussehen läßt (sogar der Nachbau der Kuppel war geplant). Die Stadtregierung toleriert diese Anmaßung. Die Familie de Geer kauft sich 1634 ein riesiges Haus an der Herengracht 123 (1621). Die Trip und de Geer lassen in Schweden und in der Maas Rüstungsgüter produzieren und dirigieren sie von Amsterdam aus in vieler Herren Länder. Der Eigentümer des Hauses Warmoestraat 5 zeigt an der Fassade in einem Relief seine außerhalb der Stadt liegende Fabrik: eine Kupfermühle.

1609 wird die «Wechselbank» eingerichtet. Dadurch wird der Geldverkehr abstrakt: Viele zahlen nicht mehr mit Geld, sondern mit fiktiven Recheneinheiten. Die Wechselbank hat ihren Sitz hundert Meter entfernt, im Rathaus auf dem Dam-Platz – ein Symbol der Verbindung von Stadtregierung und Kapital.

Die Getreidehändler erhalten eine eigene Börse – einen Platz am Damrak 40/Oudebrugsteeg: ins Wasser gebaut, als offener Hof mit einem gedeckten Umgang an drei Seiten.

Nach jahrhundertelangen erfolglosen Maßnahmen gegen den Wucher, der den Handel behindert, beschließt die Stadtverwaltung 1614, eine Leih-Bank einzurichten – in eigener Regie. Es ist schwierig, dafür einen Platz nahe der Börse zu finden. Offensichtlich tauscht die Stadt und erhält von den an den Stadtrand ziehenden «Meistern der einheimischen Armen» deren Lagerhäuser (Nes/Enge Lombardsteeg 4/Oudezijds Voorburgwal 300; 1550; Erweiterungsbau: 1669).

Zu rasch und offensichtlich auch nicht solide genug war die Börse gebaut worden. Sie wird baufällig und 1836 abgerissen. Langer Streit um den Neubau. 1841 wird ein Teil der Amstel am Damrak nördlich des Dam zugeschüttet – für den Neubau (1841/45; heute: Kaufhaus Bijenkorf). Spott und Hohn ergießen sich über den Bau. Schon drei Jahre später wird der Hof überdacht. Schluß mit dem Handel im Freien.

1882 wird für einen weiteren Börsen-Neubau noch ein Teil der Amstel zugeschüttet. Die Börsen-Gebäude sind der schrittweise Tod der alten Amstel in der Altstadt. 1897/1903 entsteht die heutige Börse (Damrak 40/62): ein gewaltiges Gebäude mit einer großen Halle. In der Öffentlichkeit ist der Bau des Archi-

tekten Berlage sehr umstritten: Beschimpfungen, Lob, Pilgerzüge von Architekten – außerordentliche Wirkung auf die Architektur in Europa.

1912/14 werden neben der Börse 26 Häuser – bis zur Warmoestraat – abgerissen, darunter das Bibel-Hotel (in dem Karl Marx Gast war): für die Effekten-Börse. Und schließlich wird 1910/11 die Diamant-Börse am Weesperplein 4 neu gebaut.

Vom Warenspeicher zur Luxuswohnung

Ursprünglich werden die Handelsgüter im Dachspeicher der Kaufmannshäuser gelagert, die zugleich Wohn- und Bürohaus sind. Um weiteren Lagerraum zu gewinnen, werden viele Häuser im 18. Jahrhundert erhöht (zum Beispiel Keizersgracht 683).

Eigene Bauten entstehen erst, wenn der Umfang des Warenumschlags eine immense Größe erreicht. Diese Speicherhäuser (Pakhuis) nutzen meist die gesamte Tiefe der Parzelle. Um diesen sehr langen Räumen Licht zuzuführen, erhalten die Fassaden in jedem Geschoß große Toröffnungen vom Fußboden bis zur Decke und zu ihren Seiten je ein Fenster.

Mit der Teilung des Handels in die abstrakte Vermittlung im Zentrum der Stadt an der Börse, aber auch in vielen normalen Kaufmannsbüros, und in die Auslieferung entstehen oft weit entfernt von Märkten und Wohnhäusern die Speicher- und Auslieferungsstätten.

Die ältesten Ansammlungen von Lagerhäusern findet man am Oudezijds Kolk, am (1860 zugeworfenen) Kanal des Kattengat (Koggestraat) und – daneben – am Teerketelsteeg



Pack-Wohnhaus

sowie im 17. Jahrhundert an der Brouwersgracht 184/194, 212/214. Ähnliche Speicherhaus-Zeilen entstehen nach 1593 auf der neuen Insel Uilenburg: Oude Schans 61/87 und Nieuwe Uilenburgerstraat 13/25, die die Namen von Städten am Rhein tragen. Und: nach 1609 auf den Westlichen Inseln, vor allem auf Prinseneiland sowie daneben an den Nieuwe Teertuinen. Die Grönländische Handelsgesellschaft errichtet an der Keizersgracht 38/44 kurz nach 1620 fünf Lagerhäuser für die Produkte des Walfischfanges (zwei davon abgebrannt). Packhäuser aus dem 19. Jahrhundert stehen in langer Kette am Entrepotdok.

Als die Lagerhäuser nach 1960 weithin durch größere mit speziellen inneren Transport-Techniken ersetzt werden, beginnt – nach Bürgerinitiative gegen den Abriß – ihre Umwandlung in Wohnungen, leider meist in Luxus-Apartments.

Rückzug von der Straße, Rückeroberung der Straße

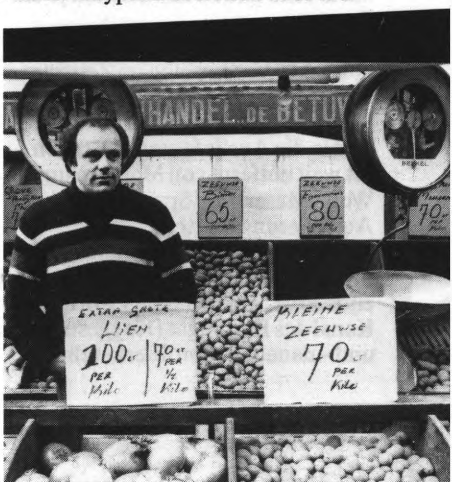
Im Inneren von Häusern, das heißt in Läden, werden lange Zeit hindurch nur wenige, sehr kostbare Waren verkauft: zum Beispiel Bücher. Mit steigendem Wohlstand vieler Händler und zunehmenden Feudalsitten der Superreichen nimmt die Zahl der Läden zu, in denen reiche Kunden unbehelligt von der Öffentlichkeit einkaufen können. Der Verkauf im Laden ist ursprünglich eine Form der Diskretion. Sie verbreitet sich im 19. Jahrhundert beim Bürgertum und im 20. Jahrhundert auch im breiten Volk. Die öffentliche Form des Straßenmarktes verschwindet – bis auf die Kioske und Büdchen sowie seit etwa 1960 (wiederkehrend) den Straßenverkauf von Kaufhäusern. Die Sozialcharaktere der Märkte verändern sich.

Als das Bürgertum immer weniger im Freien kauft, werden die Märkte in die Bereiche der armen Leute verlegt – ins Volksviertel um den Neumarkt und an die Marnixstraat beim Jordaan (zwischen Laurier- und Elandsgracht; heute Parkhaus). Die «Wohlhabenden» gehen in die Läden und Kaufhäuser.

Gegen große Widerstände erreicht der sozialdemokratische Beigeordnete De Miranda 1934 die Verlegung der Märkte in den weit außerhalb der Altstadt neu gebauten Großmarkt an der Jan van Galenstraat. Was bedeutet diese Verlegung und Konzentration? Der Markt wird zum Großmarkt: für Wiederverkäufer in den Läden. Die Zulieferer bestehen nicht mehr aus kleinen Bauern, sondern aus landwirtschaftlichen «Fabriken». Sie haben kein Interesse an der Form des Kleinabsatzes, wie er in den Vierteln über Jahrhunderte hinweg bestand. Tat der sozialdemokratische Beigeordnete De Miranda seinen Leuten wirklich einen Gefallen?

Durch die Hintertür kommen – zumindest einige – verdrängte Bedürfnisse zurück: Wochenmärkte in Volksvierteln – zum Beispiel seit 1905 in der Albert Cuypstraat im Pijp-Viertel, auf dem Noordermarkt, in der Lindengracht und auf dem Dapperplein. Dann der Blumenmarkt am Singel östlich vom Koningsplein. Der Flohmarkt wird durch die Obrigkeit vom Waterlooplein an den Visserplein vertrieben. Ein uralter Brauch wird zum nostalgischen Privileg: Am Königinnentag (Geburtstag der Königin) darf jeder, der will, den Straßenhändler spielen – eine Erinnerung an die Marktstruktur Amsterdams über Hunderte von Jahren hinweg.

Die Faszination der Märkte ist ungebrochen: 1980 hat die Stadt dreizehn Tagesmärkte, vier Wochenmärkte und je einen Saison- und Jahrmarkt. Obwohl die Einwohnerzahl in zehn Jahren um vierzehn Prozent zurückging, trotz Wirtschaftsrezession und Supermärkten blieb die Zahl der rund 2500 Marktstände konstant. Auf der Warteliste für den Albert Cuypmarkt stehen über tau-



send Händler. Ihre Wartezeit: rund vierzehn Jahre – bis sie einen festen Stand in der Straße erhalten. «Wir sind seit Generationen Straßenhändler. Wir könnten längst einen festen Laden haben. Kein Problem.» Warum kaufen die Leute auf der offenen Markt-Straße? Aus Anhänglichkeit an die Geschichte, an ein Stück altes Amsterdam? «Ein uraltes Bedürfnis. Da gibt's was zu gucken – in vieler Hinsicht, angefangen bei den Sachen. Wir verstecken nichts in pikfeiner Verpackung. Da liegt alles offen. Das kann man auch anpacken. Bereden, was gut oder besser ist. Und dann: Leute, Leute, Leute.»

Der Straßenmarkt durchbricht eher als die Einkaufsstraße die Anonymität, die seit dem 19. Jahrhundert das Leben zunehmend durchsetzt. Es geht italienisch zu. Morgens in aller Frühe wurden die Stände aufgebaut. Man sieht, daß die Händler hier Arbeitsmänner sind – und keine Bürokraten ihrer Ware. «Uns können se auch was fragen.» In kleinen Gruppen stehen da schwatzende, diskutierende, spaßmachende Leute. Nicht um zu handeln; die Preise sind ziemlich fest. «Da biste als Mensch dabei. Keine Maschine. Na gut, dafür frierste dir auch mal den Hintern an. Mußte eben am Stand was rumlaufen. Dich mit 'nem Witz aufheizen. Oder mit 'nem Schnaps.» – «Es kommen immer mehr Leute. Das Völkchen hat doch auch früher auf der Straße gelebt.» – «Wenn du so'n großes Fenster zum Rausgucken hast, willste auch nach draußen gehen. Wie in Italien.» – «Der Auto-Verkehr hat vieles zerstört. Aber hier gibt's keine Autos.» – «Ich hab 'nen Hund. Der trifft hier hundert Freunde. So wie ich.» – «Rummelig geht's hier zu. Das ist für die Hausfrau so was wie ein Spielplatz. Und die Männer müssense erstmal sehn ...» – «In Amsterdam haste auf dem Markt immer schon Sachen aus der ganzen Welt gefunden. Da kamen die Schiffe ... Guck mal, da kauft nicht bloß der Landsmann bei Mustapha. Amsterdamer genauso. Und beim Chinesen. Da steht doch die ganze Welt – und das alles bei uns in der Albert Cuyp-Straße.» – «Reklame is hier gar nich nötig. So is eben die Straße. Da kriegste nicht nur was zu essen, da haste auch noch deinen Spaß dran.»

Straßenmärkte Albert Cuypstraat und Noordermarkt







Alltag auf der Straße

Alltag im Haus

Die ersten Häuser in Amsterdam – in dem kleinen Dorf entlang der Warmoestraat, neben der Amstel – sehen aus wie die Fischerhäuser, die man beim Ausflug ins Waterland, nach Durgerdam, heute noch sehen kann: Die Leute arbeiten und wohnen im Erdgeschoß, schlafen dort ursprünglich meist auch noch – alles in einem Raum. Die Betten befinden sich in Wandschränken (Alkoven), der Herd aus Steinen auf der Grenze zwischen dem hohen Vorhaus und dem hinteren niedrigeren Teil des Hauses. Vorn wird gearbeitet, zum Hof hin, wo auch der Stall ist, Hauswirtschaft betrieben. Brot backt man selbst, Gemüse kommt aus dem Gärtchen, Fleisch aus der eigenen Tierhaltung. Gekauft wird nur wenig.

Bauen mit vielen Problemen

Das Haus ist weniger wichtig als die Straße – über Jahrhunderte hinweg. Auf dem Sumpf neben der Amstel zu bauen ist nicht einfach und nicht billig. Die Häuser, die zuerst auf Fundamenten von Riet und Zweigen, dann bis auf dreieinhalb Meter tiefen Pfahlreihen stehen, sacken oft weg und müssen mit Seilen und Keilen gehoben werden. Selbst der Montelbaansturm (Oude Schans 2) der Stadtmauer – 1585 gebaut – muß schon 1611 mit Drahtseilen wieder zurechtgerückt werden. Zuerst bei den Reichen, später für alle von der Bauordnung erzwungen und seit 1503 behördlich überwacht, werden Pfähle elf Meter tief in den Unter-

grund getrieben. Bis sie auf Sand stehen. Für ein einfaches Wohnhaus vierzig Pfähle, das heißt Bäume, für das 1648 gebaute Rathaus 13658.

Jahrhunderte lang gelten die Amsterdamer in Witzen als Leute, die auf Baumstämmen wohnen – so schon bei Erasmus von Rotterdam.

Ein weiteres Problem: die vielen Brände. Großbrände: 1274, 1421, 1452, 1652. Entsetzliche Katastrophen für ganze Stadtbereiche. «Verarmung auf zwanzig Jahre hin.» – «Das Bauen ist teuer.» – «Sündhaft teuer.» – «Und nun schreibt die Stadt auch noch das Teuerste vor: Wände aus Ziegeln» – zuerst für die Seitenwände – mit Zuschüssen von der Stadt, seit 1669 auch für Vorder- und Rückfassaden. – «Ist ja richtig – aber wer kann jetzt überhaupt noch bauen?» Die letzten erhaltenen Holzhäuser stehen am Zeedijk 1 (um 1550; Außenbekleidung im 18. Jahrhundert erneuert) und Begijnhof 34 (um 1475).

Das bürgerliche Haus

Als viele Leute im 15./16. Jahrhundert mehr verdienen, als Kaufleute zuströmen und einiges umsetzen, verändert sich auch ihr Leben im Haus. Folge: Das Haus wird nach hinten in den Garten verlängert und anders eingeteilt. Im Vorhaus wird eine Seitenkammer abgetrennt, dann eine Innenkammer (an Stelle des Hinterhauses) eingefügt – mit einem schmalen seitlichen Flur. Es folgt ein Binnenplatz mit Treppe. Schließlich, vor dem Garten: die Schlafzimmer.

Vieles im Alltagsleben wird spezialisierter – und dann ausgegrenzt: Es erhält getrennte Räume. Daß aber der Kontakt gewünscht ist und daher die Türen meist aufstehen, zeigen die Maler in vielen Bildern.

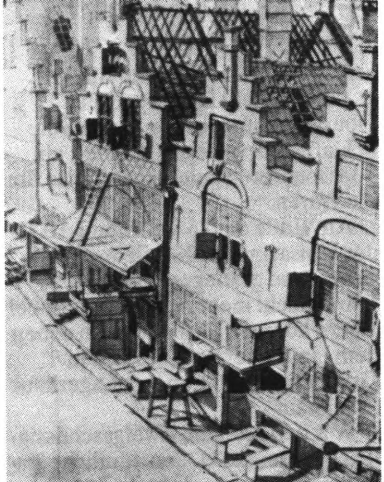
Nun entsteht fast überall ein Obergeschoß: Dorthin werden die Schlafplätze verlegt. Darüber: ein oder mehrere Speichergeschosse für die Waren.

Am Ende des 16. Jahrhunderts ist der Umsatz vieler Kaufleute offensichtlich so gestiegen, daß sie die Waren nicht mehr im eigenen Giebel lagern können. Sie bauen sich neben dem Haus oder dort, wo sie ein Grundstück erhalten, ein Lagerhaus (Packhaus).

Was bedeutet die Zweigeschossigkeit des Hauses? Der urtümliche Zusammenhang von Arbeit und Leben lockert sich. Was bedeutet die Dreigeschossigkeit, die sich erst im 17. Jahrhundert ausbreitet, mit dem Wohnzimmer im ersten Obergeschoß? Zwischen Arbeit und Leben schiebt sich die Repräsentation.

Die Häuser halten hier nicht so lange wie anderswo (Sumpfuntergrund, Stadtbrände, absinkende Steinwände an Stelle flexibler Fachwerke). Als im 17. Jahrhundert der große Reichtum kommt, lassen die Wohlhabenden ihre Häuser meist neu bauen. Nur wenige Häuser vor 1600 sind erhalten. Das älteste Haus mit einer Jahreszahl steht am Nieuwmarkt 20/22 (zugleich ältestes erhaltenes Doppelhaus).

Im 18. Jahrhundert bricht erneut ein Neubauboom unter den Reichen aus. Jetzt möchten viele Häuser haben, in denen es sich mit französischem Komfort wohnen läßt. An Stelle der alten Fenster, die in den unteren Flügeln der steinernen Fensterkreuze Klappläden und oben eine kleinteilige Fensterverglasung haben, werden nun lichtdurchlässige Schiebefenster mit größeren Scheiben verwandt. Im 19. Jahrhundert werden die kleinen Fenstergläser ge-



Schlichtes Bauen: Handwerkerhaus

gen vier große Scheiben in der Breite ersetzt.

Den Entwurf für das Haus liefern meist der Zimmermeister oder Steinwerkmeister. Diese sind zugleich Bauunternehmer. Es entsteht eine frühe Form von General-Unternehmen. Die Bauorganisation, Rationalisierung und Handwerkstechnik sucht ihresgleichen in Europa. Daher sind die Bauzeiten kurz (zum Beispiel nur drei Jahre für die Börse; 1608/11).

Teuer ist das Bauen zu jeder Zeit. Die Bürger, die nicht genug Geld haben, ersetzen durch Bemalung von Holz und Steinen die Qualität der Baustoffe, mit denen sie eigentlich ihren Status ausdrücken wollten.

Die Küche ist das Zentrum des Bürgerhauses. Sie ist meist hervorragend ausgestattet. Der offene Kamin wird mit Torf gefeuert. Ausländer beschweren sich über zuwenig Wärme in den Wohnungen. Die Amsterdamer sind es gewöhnt: Sie ziehen sich dicker an – bis heute. Aufwärmen kann man sich an der Glut von Heizpfannen.

Die viel bewunderte Reinlichkeit im und vor dem Haus stammt aus Bauernhäusern: Beim Käsemachen vernichten Verunreinigungen oft außerordentlich viel Arbeit. Die Einrichtung der Räume ist einfach. Das Abwasser fließt in die Gosse. Bei Wärme stinkt es. 1533 wird befohlen: Senkgruben für die Klos. 1565: Jedes Haus muß eine eigene Latrine haben.

Beleuchtung: Kienspan im Halter, dann (oft selbst gemachte) Talgkerzen, seit dem 14. Jahrhundert auch Öllampen mit Rüben- oder Olivenöl.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts werden öffentliche Bäder ein-

Wohnen arm





Wohnen reich

gerichtet. Wasserspülung gibt es erst am Ende des 19. Jahrhunderts.

Wie leben die Reichen?

Häufig hört man im 17. Jahrhundert von Hausverkäufen reicher Leute. Häuser sind offensichtlich bereits eine Ware. Viele Häuser werden mehrfach verkauft. Und nach Verkäufen oft umgebaut. Es gibt also einen regen Immobilienhandel.

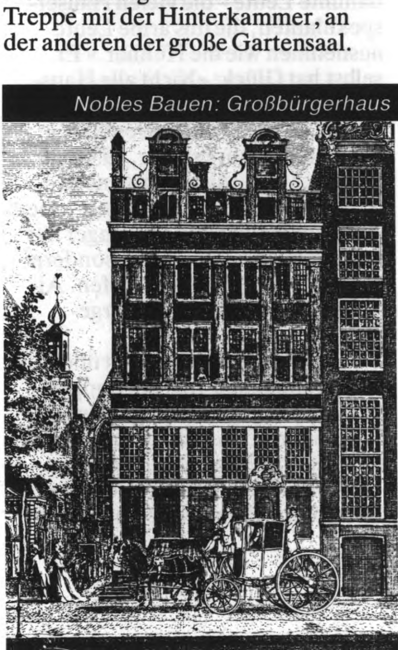
Was essen die Reichen? Bilder von Schützenmahlzeiten zeigen Festessen mit Brot oder Brötchen, Geflügelfleisch, Heringen, Äpfeln, Bier oder Wein. Gabeln verbreiten sich bei den Reichen seit 1700: sie distanzieren von der Nahrung.

Trotz der Einfachheit muß das Essen eine große Rolle gespielt haben. Wohl unter dem Einfluß von Antwerpen malen viele Maler «Küchenstücke» und «Stilleben».

Im 17. Jahrhundert beginnen superreich gewordene Kaufleute nach dem Adel zu schielen. Scheibchenweise übernehmen sie dessen Lebensgewohnheiten. An Stelle der Schlafräume im Hinterhaus lassen sich viele einen Gartensaal bauen.

Den reichsten Typ bildet das Herrenhaus, für das der Besitzer zwei Grundstücke gekauft hat: das Doppelhaus. Der Zuschnitt des Gebäudes ist repräsentativ und stammt – verkleinert – von Adelssitzen. Über die zweiläufige Treppe tritt man ins Vorhaus. Seitlich: zwei große Räume. Dann folgt an einer Seite die Treppe mit der Hinterkammer, an der anderen der große Gartensaal.

Nobles Bauen: Großbürgerhaus



Man tritt in den Garten, der seitlich von niedrigen Flügelräumen gerahmt wird.

Wie leben die Armen?

Als der Urgroßvater von Pieter Neeskens um 1520 mit seiner Familie vom Land in die Stadt zuwanderte, fand er Arbeit als Träger bei einem Kaufmann. Dieser hatte das dreigeschossige Haus eines bankrott gegangenen Kollegen in der engen St. Annenstraat 28 gekauft und in viele kleine Zimmer unterteilt: als Wohnungen für seine Leute. So etwa entstanden die Mietshäuser für arme Leute. Die Wohnungsnot schafft die Verhältnisse: vielköpfige Familien wohnen in einem einzigen, manchmal auch in zwei Räumen. Arme Leute haben bis 1914 nichts anderes zu erwarten. Was für ein Fortschritt, dann allmählich eine Wohnung mit mehreren Zimmern zu erhalten!

Pieter Neeskens flucht: «Gottverdammte Leute – die vielen Häuserspekulanten, die uns arme Leute ausnehmen wie die Hühner.» Er selbst hat Glück: «Nicht alle Hausbesitzer sind raffgierig.» – «Aber wo Not ist, blüht auch das Geschäft.»

Über 300 Jahre später, 1980, suchen in Amsterdam immer noch 60000 Menschen Wohnungen – aber viele Leute fluchen nicht länger nur noch grimmig vor sich hin, sondern besetzen Häuser und kämpfen. Alles hat eine lange, lange Vorgeschichte.

Am offenen Kamin hängt über dem brennenden Torf der Suppentopf. Warm gegessen wird abends: Kohlrüben, Zwiebeln, Brot – von Holztellern. Dazu Dünnbier. Am Tisch sitzen auf Stühlen und einer Holzbank sieben Personen: Sie diskutieren lautstark. Reißen Witze. Sie hören, daß nebenan ein Kind weint. Die Mutter sagt etwas. Man ist immer in Gesellschaft – auch im Haus. Die Ohren hören durch viele Wände.

Die Frau von nebenan klopft, kommt herein, lacht mit. Die Leute kennen sich. Meist über Jahrzehnte hinweg. Jeder weiß vom anderen alles: die Geschichte seines Lebens, seine Weise zu denken, seine Wehwehchen. Das Haus und die Straße sind eine große Familie. Langeweile und Einsamkeit kennen die armen Leute nicht. Das macht ihnen die Armut erträglicher.

Die Talgkerze ist am Abbrennen. Die Nachbarin geht. Pieter schiebt den Tisch an die Wand, packt die Stühle drauf. Die Familie zerrt die Strohmatratzen vom Stapel und füllt damit fast den Fußboden. Kaum eine Maus kann sich mehr bewegen.

Auf jeder Lagerstelle schlafen zwei Personen. Sie haben sich mit Strohsäcken zugedeckt. Morgens rascheln darin oft Mäuse – und wecken die Familie. An mehr als sechs Stunden Schlaf ist nicht zu denken. Wenn es kalt ist, wärmen sie sich gegenseitig. Später werden sinnenfeindliche Bürger das Einzelbett erfinden und verbreiten.

Bei so wenig Raum gibt's oft Krach. Geschrei. Flüche. Manchmal auch Handgreiflichkeiten. Aber man verträgt sich wieder: meist blitzschnell, ohne Rituale, ohne Nachtragen. Es bringt nichts, den Krach im Seelchen schmoren zu lassen. Die Verhältnisse zwingen einfach dazu, miteinander auszukommen.

Das ganze Leben ist mühsam. Aber, daß es keine Hölle wird, dafür sorgt jeder einzelne und alle gegenseitig: mit Hilfe, Witz und Ermunterung.

Sommer 1641. Fünf Uhr morgens. Pieter Neeskens, 38, tritt auf die schmale St. Annenstraat. Da laufen schon viele Leute, still, noch etwas muffig, der Schlaf steht ihnen in den Augen.

In der Warmoestraat öffnen die Kaufleute ihre Geschäfte: Sie nehmen die Holzläden ab und stellen Waren nach draußen.

Über das Geländer der Alten Brücke (Oude Brugsteeg; seit 1561 in Stein – tagsüber Arbeiterbörse, das heißt «Arbeitsmarkt») hinweg sieht Pieter ein Gedränge von kleinen Schiffen. Kähne wie ein Bienenschwarm. Geschrei. Kommandos. Ausladen. Einladen. Einfahren. Ausfahren. Manövrieren.



Pieter geht am Hafenkai (Damrak) nach Norden. Ganz vorn – kurz vor der See (Ij) – legen die Torfschiffe an: Pieters Arbeitsstelle. Der Meister verteilt die Torfsäcke an die Schar der Kollegen Torfträger. Pieter packt sich einen Sack auf sein Tragegestell – so wie man es heute noch in Istanbul sehen kann. In Amsterdam wäre Pieter drei Jahrhunderte später der Fahrer eines Lastwagens mit Kohlen oder Öl.

Pieter kommt durch seine Arbeit in der ganzen Stadt herum. Oft muß er sich langsam, wie ein Wurm, durch die menschengefüllten Straßen winden. Besonders schmal sind die vielen Gassen – wie die Trampelpfade aus der Zeit, in der seitlich der Amstel (um 1275) zwei Dörfer entstanden: bloß dreieinhalb, oft sogar nur zweieinhalb Meter breit.

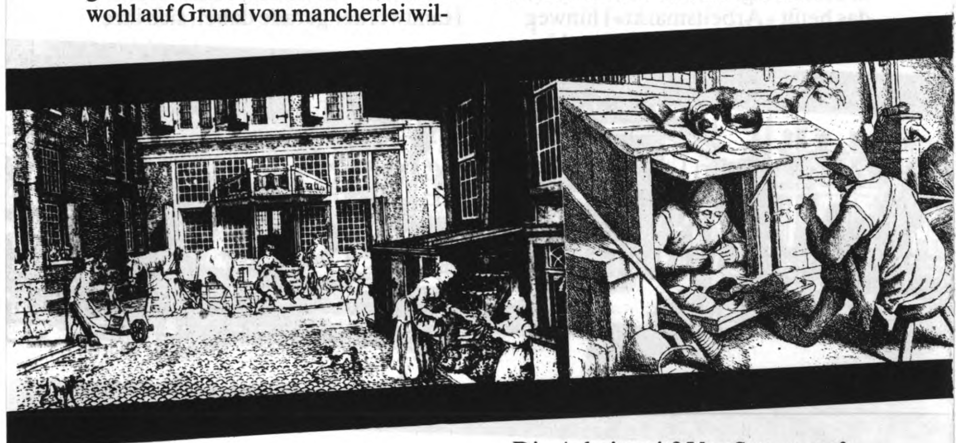
Um die frühe Stunde sind viele Handwerker gerade dabei, sich ihre Handwerksstätte einzurichten: Sie haben oft in ihrer Keller-Werkstatt keinen Platz mehr und breiten sich daher vor dem Haus aus – auf der Straße. Pieter bleibt oft stehen. Guckt zu. Wie andere Leute auch. Und die vielen Kinder, die früh lernen, was Arbeit ist. Die Arbeit ist öffentlich. «Wer hat schon Lust, den ganzen Tag allein in der Bude zu sitzen? Ich nicht!»

Jedermann hat das Recht, vor seinem Haus zu arbeiten. Vor der Tür gehört ihm ein Streifen der Straße – etwa vier Fuß breit (etwa 115 Zenti-

meter). Wie ein eigenes Grundstück. Aber für jeden Mitmenschen zugänglich. Viele Leute haben sich diesen Streifen besonders gepflastert oder etwas erhöht – je nach Vermögen. Darauf stehen nun Kisten, Fässer, Holzböcke – aber auch Bänke oder Stühle zum Sitzen. Im vornehmen neuen Drei- Grachten-Viertel beginnen einige sogar Gitter aufzustellen. Pieter schüttelt den Kopf darüber: «Was sich diese Superreichen herausnehmen!»

Ein Tischler hat neben dem Eingang zum Haus und der schrägliegenden Tür zum Keller – wie es 1609 wohl auf Grund von mancherlei wilder Angst vor Brand nur noch Fassaden-Neubauten in Stein errichtet werden dürfen.

Viele Ausländer, so hörte Pieter, wundern sich über die Vorbauten. Pieter weiß nicht, daß bei ihnen die Herren der Stadtverwaltung und die Architektur-Schreiber erklären: Schön ist nur die glatte Fassade. Und deshalb Vorbauten verbieten. Anders in Amsterdam. Die Kaufleute sagen: Gebrauchstüchtigkeit geht vor Repräsentation! Daher dürfen Vorbauten seit 1609 sogar vergrößert gebaut werden – selbst im vornehmen Drei-Grachten-Viertel.

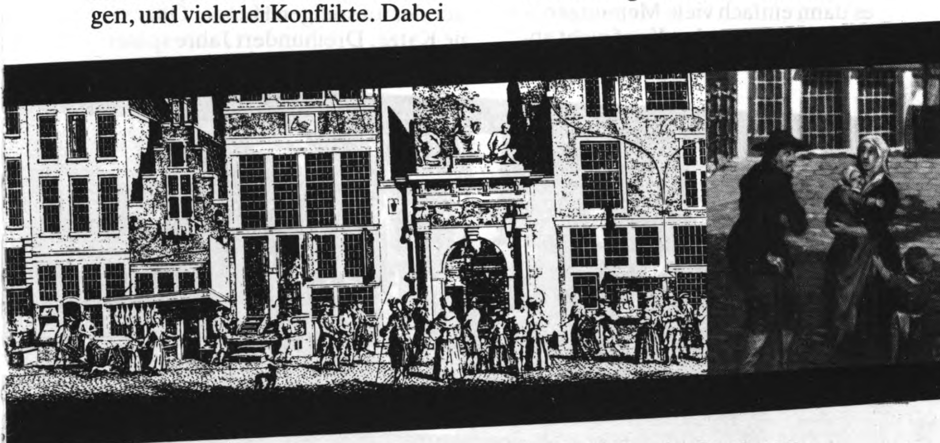


der Bauerei endgültig geregelt wurde – einen Vorbau auf den Streifen Straße gesetzt – genau wie es nun höchstens erlaubt ist: vier Fuß nach vorn und mannshoch. «Das gehört mir. Genauso wie das da oben, das vorkragende Geschoß, das mein Ururgroßvater bauen ließ.» In ganz Europa gibt es jahrhundertelang diese – für uns heute eigentümliche – Form einer gemischten öffentlichen und privaten Nutzung. Die Vorkragungen oben an den Giebeln verschwinden in Amsterdam, als wegen

Die Arbeitszeit? Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Erst die Industrie wird im 20. Jahrhundert das Leben in Arbeit und Freizeit zerlegen. Bis dahin ist beides völlig ineinandergemengt: Pieter, der Torfträger, bleibt stehen und redet mit Handwerkern und Händlern, wann immer er dazu Lust hat. Oder einer ihn anspricht. Sein Meister treibt ihn nicht. Er hat keinen Akkord. Er kennt sein Tagespensum – das schafft er auch. Weil er nie lange stehenbleibt.

Überall auf den Straßen unterhal-

ten sich Leute, oft in Gruppen – wie man es heute in vielen Mittelmeer-Städten sieht. Reden. Reden. Reden. Kaum einer kann lesen und schreiben. Nur die Reichen können sich den teuren Luxus einer Zeitung erlauben. Die Leute auf der Straße verbreiten selbst tagtäglich die Nachrichten ihres eigenen Lebens – mit der Mundtrommel: Todesfälle, Geburten, Hochzeiten, Feiern, Begebenheiten jedweder Art, lustige, witzige, tolldreiste, Raufhändel, die auch Reiche untereinander austragen, und vielerlei Konflikte. Dabei



entwickelt man ein gutes Gedächtnis. Kaum einer ist auf den Mund gefallen. Fast jeder ist ein Redner. Oft bewundert Pieter wahre Meister. Manchmal entwickeln sich Volksreden: Dann stehen fünfzig Leute drumherum; sie sind erregt, lachen, erbosen sich, unterbrechen, spinnen den Faden weiter.

Die Arbeit und die Straße sind die Schulen dieser Leute – ihr Leben lang. Ihr Lernstoff: Lebenserfahrung.

Die Häuserfassaden hoch schaut Pieter nur, wenn ihm jemand etwas aus dem Fenster zuruft oder Leute sich von Fenster zu Fenster streiten. Ob der Giebel vornehm ist oder nicht, bemerkt Pieter nur selten. «Das mögen die Reichen unter sich ausmachen» (später: die Kunsthistoriker). Pieter interessiert sich für das Leben, für das die Architektur eine Art Theaterkulisse ist.

Ein kurzer Regen: Pieter und viele Leute suchen Schutz unter den breiten hölzernen Vordächern der Läden, die an Eisenstangen am Giebel aufgehängt sind.

Sein Mittagessen kauft der Torfträger meist an der Straße. Eine Frau reicht ihm etwas Brot und einen Krug Dünnbier – wie üblich – durch das große offene Fenster neben der Tür nach draußen. Oft erhält er sein Mittagessen bei einem seiner Kunden. Wenn er den Torfsack im Keller oder neben dem Kamin abgeladen hat, spricht ihn die Hausfrau oder die Magd an: «Hast du schon gegessen, Pieter?» – «Nein!» – «Komm, iß was mit.» – Pieter kennt die meisten Kunden. Auch die bürgerlichen Herren und ihre Frauen reden mit ihm, dem armen Torfträger. Das ist überall so in Amsterdam. «Woanders geht es

meist anders zu», hat Pieter von Seeleuten gehört, mit denen er oft redet. «Da tragen sie die Köpfe höher.» – «Warum?» – Pieter kann es sich nicht erklären. Aber es hat seine Gründe.

Pieter kann mit den bürgerlichen Leuten offen reden. Manchmal wird hitzig diskutiert. Die Amsterdamer gehen handfest miteinander um. «Ein Blatt vor den Mund nehmen? Nein. Ich nicht.» – «Hier ist so viel Volk, so viele Sprachen, und natürlich die Freiheit, zu handeln – da gibt es dann einfach viele Meinungen.» – «Dafür kriegste den Kopf nicht abgerissen – nicht in Amsterdam.» Daher ist man sich eigentlich auch nie böse. «Ich hab eben meine Meinung», sagt Pieter, «wenn ich auch nur ein Torfträger bin.» – «Warum nicht», sagt der Kaufmann Schiltmeijer, ein weitgereister Mann. Er hat nichts dagegen, daß am großen Tisch seine Bediensteten soeben die Ansicht des Torfträgers Pieter temperamentvoll verteidigt haben.



Bis um 1610 haben Frauen und Männer kurze Haare. Dann lassen sie sie über die Ohren wachsen. Seit etwa 1640 tragen die Reichen Perücken. Nur Lehrer und Prediger haben Bärte. Die Kleider verändern sich nur wenig. Auch die Reichen verachten lange Zeit jedes Streben nach Eleganz. Arme können sich ohnehin nichts leisten. Weil Blau eine billige Farbe ist, tragen die Arbeiter oft blaue Hosen und Jacken (später: den «Blaumann»).

Wenn Pieter nach dem Essen müde wird, wirft er seinen Sack an den Straßenrand und legt sich drauf: zum Schlafen. Kein Mensch kümmert sich drum. Ab und zu schnuppert einer der unzähligen Hunde. Oder eine Katze. Dreihundert Jahre später werden sich «nur» noch «Penner» und Jugendliche diesen lebensfördernden Luxus erlauben.

Pieter wird geweckt: Was für ein Lärm! «Höllisch», flucht er. Da schleift einer auf Kufen Fässer über das Pflaster. Und hinter ihm gleich der nächste Schlitten.

Ein paar Stunden später wird sich Pieter wieder ein kurzes Schläfchen gönnen. Wenn seine Beine sich melden. Pieter ist (damals!) mit seinen 38 Jahren nicht mehr der Jüngste. Fast ein alter Mann. Mit 50 sind die meisten «weg» ...

Wie findet Pieter die Häuser seiner Kunden? Es gibt (bis 1796) keine Straßenschilder und Hausnummern. Aber alle Gebäude, auch die Lagerhäuser, haben Namen. Sie werden in Giebelsteinen und auf bunten Aushängeschildern anschaulich präsentiert (heute nur noch an Wirtshäusern): «Die große Kaiserkrone», das «Haus am Ende der Welt» – sein Besitzer muß ein Spaßvogel gewesen sein – oder «Osnabrück» – der Name spiegelt wie viele andere die Handelsbezüge der Stadt.

Pieter hat sich von Seeleuten sagen lassen, daß Amsterdam eine saubere Stadt sei. Denn nirgendwo gäbe es soviel Straßenpflasterung wie hier – außer in Italien. Pieter sieht den ganzen Tag über immer irgend jemanden mit Reisigbesen fegen – wie es Vorschrift ist.



Das Pflaster ist nicht nur zum Gehen nützlich, sondern auch für die vor den Häusern arbeitenden Handwerker. Und für die Stapelgüter, die überall auf den Transport warten – vor allem an den Rändern der Grachten. Meist werden sie von Lehrlingen bewacht. Denn bei soviel armen Leuten muß manch einer sein Überleben durch Umverteilung retten. Weil die Ufer Verladekais sind, haben sie keine Geländer. Über Holzbohlen werden die Güter in die Kähne geschleppt.

Wenn es warm ist, springen kleine Jungen in die Gracht. – «Verboten!» – «Was solls?» – Manchmal nackig. Calvinistische Prediger wettern später «gegen die schändliche Gewohnheit des unangezogenen, völlig nackten Schwimmens in den Stadtgrachten».

An den Grachten entlang stehen seit altersher Bäume. Sie sind geschützt. Wer sie beschädigt, erhält seit 1456 die rechte Hand abgeschlagen – wenn er arm ist. Reiche können sich freikaufen: für 20 Florine.

An der Herengracht sieht Pieter einen Maler. Er kennt ihn, bleibt stehen, guckt zu, wie viele andere Leute. Immer wieder trifft er Maler. Es gibt viele in der Stadt. Der Maler Jan beobachtet ganz genau, was die Leute auf der Straße tun. Vergißt weder Hund noch Katze – und auch nicht das kaputte Brett am Vorbau. Er malt – wie viele seiner Kollegen – unterschiedslos Arme und Reiche. Wie sie wirklich aussehen. Pieter

hörte, daß es das in Europa sonst nirgendwo so gäbe. Jan zeichnet nur mit dem Bleistift. – «Ausmalen? Zu Hause.» – Eine Oma kritisiert. Jan hört aufmerksam zu. «Du hast recht, Katie.» Er verändert die Zeichnung. Sein Bild zeigt: Die Straße ist vielerlei in einem – Verkehrsweg, Arbeitsplatz, Verkaufsstätte, Schaustellung von Reichtum an Häuserfassaden, Kinderspielplatz, Altenplatz, Freizeit....

Viele Frauen sitzen vor dem Haus – meist auf den Stufen oder auf Stühlen. Viele Häuser haben Bänke vor der Tür, oft zwei – zum Gegenübersitzen. Reiche Leute in der vornehmen Herengracht haben die Bank oben auf dem Treppenvorbau – ein bißchen abgerückt. Aber nur ein bißchen.



Die Frauen fertigen die Kleidung für die Familie an. Und bessern sie aus. Reden dabei miteinander. Und oft mit Vorbeigehenden. Beobachten. Im Sommer und Herbst sind viele Straßen und Grachten öffentliche Wohnzimmer.

Bald geht die Sonne unter. Immer mehr Leute setzen sich jetzt vor die Tür. Drumherum: in Gruppen spielende Kinder – mit Reifen, Kreiseln, Murmeln; sie schreien, fassen sich an, zählen ab, toben, raufen sich. Kein Erwachsener geht dazwischen. Ausländer wundern sich über die Freizügigkeit der Kindererziehung, hörte Pieter unlängst. Auch die Erwachsenen spielen auf der Straße das Kegelspiel. Gelegentlich wird es verboten. Aber wer hält sich schon daran?

Man wohnt auf der Straße. Selbst wenn man reich ist. Das Leben, das sind die Leute. Die Armen haben wenigstens Gesellschaft – mit vielen gegenseitigen Hilfen und Zuwendungen, die manches erträglicher machen. «Erg gezellig» wird es noch Jahrhunderte später heißen.

Die Sonne ist untergegangen. Die Leute gehen ins Haus. Abends nimmt man seine Hauptmahlzeit – wie noch heute. Sommertags sieht man in den Volksvierteln viele Leute draußen essen. Manche mit ihren Nachbarn.

Um 9 Uhr läutet die Nachtglocke. Früher, so erzählen die Leute, sei es nachts stockduster gewesen. Man habe – seit 1505 als Pflicht – eine Laterne bei sich tragen müssen. Jetzt

hängen Straßenlaternen mit Kerzen an jedem zwölften Haus. Die Hausbesitzer, die das bezahlen müssen, haben Pech gehabt. Später, ab 1669, werden Straßenlaternen mit Öllampen aufgestellt. Das Öl – billiger als Kerzen – und die große Mannschaft der Laternenanzünder werden durch eine Sondersteuer finanziert – wie auch andere städtische Leistungen. Die Laternen brennen die ganze Nacht hindurch. Diese Illumination mit 2380 Lampen (1683) kann sich nur eine sehr, sehr reiche Stadt leisten. Lange Zeit ist sie weltberühmte Sehenswürdigkeit für die vielen Fremden (1917 elektrische Straßenbeleuchtung).

Um 22 Uhr beginnen die insgesamt 158 Soldaten der Nachtwachen ihre Rundgänge – jeder ausgerüstet mit Laterne, Spieß oder Lanze und einer Klapper als Signalinstrument (wie heute noch in Istanbul). Sie kontrollieren auch, ob die reichen Leute ihre Türen geschlossen haben. Wer einen Nachtwächter angreift, wird entsetzlich bestraft.

Ein paar Betrunkene laufen laut singend durch die Straßen. Die Trunksucht gilt selbst den Amsterdamern – meist augenzwinkernd – als holländische Krankheit. Man hört viel von stockbesoffenen Reichen, Regenten, selbst Bürgermeistern – in und außerhalb des Amtes. Die calvinistischen Prediger wettern. Erfolglos – wie gegen noch viel anderes. Die Amsterdamer lassen sich wenig sagen. Manch einer aber bezahlt: Er fällt auf dem Heimweg in die Gracht. Viele ertrinken (1860 jährlich 60 Menschen).

Ist das alles untergegangene Geschichte, die uns nur noch in gemalten Bildern zugänglich ist? Keineswegs. Wir sehen überall noch Vorbauten, Bänke und anderes «Straßenmobiliar».

Als sich im 19. Jahrhundert die Mittelschichten langsam ins Haus zurückzuziehen begannen, gaben sie die Teilnahme am Straßenleben nicht ganz auf: Überall finden wir die großen, gardinenlosen, einsehbaren Fenster, über die sich die Ausländer wundern. Die Sozialform (das Selbstbewußtsein und der Wunsch, öffentlich zu leben) bestimmt die Form des großen Fensters, das Innen und Außen miteinander verbindet.

Das urtümliche Haus der Frühzeit mit einem durchgehenden Raum hat sich – über das Handwerker- und Arbeiterhaus des 19. Jahrhunderts – in den Einfamilien-Reihenhäusern der Mittelschichten- und oft auch Arbeiterviertel erhalten (doorzonkamer).

Viele alte Leute benutzen die Straße auch heute noch als Wohnzimmer. Und immer mehr junge Leute fangen an, sich die Straße wieder anzueignen: sie zurückzuerobern – von den «stinkenden, unhygienischen, bedrängenden Monstern der Autos» (Provo- und Kabouter-Proteste). Man sieht sie sommertags vor der Tür: auf Stufen, Stühlen, Bänken, Tischen (im Jordaan, in der Langestraat, am Herenmarkt und Hoogte Kadijk – aber nicht nur da), lesend, diskutierend, schwatzend, draußen essend und trinkend. Die Bürgerinitiative Bickerseiland sperrte die Bickersgracht sogar mit einer Schranke. Und die Mittelschichtenbewohner in der Wouvermanstraat nahe dem Konzert-Gebäude haben als Bürgerinitiative erzwungen, daß ihre Straße «verkehrsberuhigt» wurde – wie viele andere.

Der Kampf gegen die Isolierung der Menschen beginnt auf der Straße . . .



Bauen für die Reichen

Die Drei-Grachten-Stadt

Kriegsgewinnler Amsterdam

Der 80jährige Befreiungskrieg gegen die spanische Zentralbürokratie bis 1648 ist die grausamste Szenerie einer Auseinandersetzung: hier die Gefräßigkeit der spanischen Zentralbürokratie, dort die Unnachgiebigkeit niederländischer Bürger, die die Früchte ihrer wirtschaftlichen Entwicklung nicht nach Madrid abliefern wollen; hier der Unterwerfungsanspruch des Königs, der ein frühes absolutistisches Reich entwickelt – dort die historische Eigenständigkeit auf Grund einer besonderen geografischen Lage; hier das Gebot des Gehorsams – dort die Wut der Massen, die sich nach oben richtet, aber zum Nutzen der Oberen nach außen – auf Spanien und auf die Kirche – kanalisiert wird. Der Krieg ist ein wirtschaftlicher und sozialer Krieg, auch wenn er weithin als Religionskrieg verstanden wird. Er hat weitreichende Folgen für die Stadt Amsterdam – bis in unsere Zeit.

Die erste Hälfte des Krieges wird im wesentlichen in den flandrischen Städten geführt. Dort liegen die Zentren des Widerstandes: die großen Volksaufstände, die sozialen und politischen Veränderungen, die Versuche, Utopien eines neuen menschlichen Zusammenlebens zu verwirklichen. Die wirtschaftlich, sozial und bewußtseinsmäßig bis dahin weit entwickeltere Kernlandschaft der Niederlande, Flandern, verliert den Krieg. So heroisch der Widerstand war, so total sind die schrecklichen Folgen der Niederlage (1585). Die Walze des spanischen Absolutismus und der Gegenreformation verändert die ökonomische, soziale und kulturelle Landschaft

Flanderns für Jahrhunderte zur reaktionären Provinz.

Wer gewinnt diesen bis dahin schlimmsten aller Kriege? Das Hinterland: die abgelegene Provinz Holland, und vor allem Amsterdam, das am längsten opportunistisch taktiert hatte. Nur unter den besonderen Bedingungen der in Sumpf und Seen abgelegenen Provinz kann sich das frühkapitalistisch-bürgerlich geprägte Holland gegen den Goliath des Absolutismus behaupten – und sogar noch so weit emanzipieren, daß es zwei Jahrhunderte später Einfluß auf den Gegenschlag erhält: als erste bürgerliche Republik. Es radikalisiert seine Kultur – eine bürgerliche Kultur, die weithin völlig anders ist als die herrschende Kultur an den europäischen Höfen.

Flüchtlinge reich, Flüchtlinge arm

Diese Provinz ist den ganzen Krieg hindurch ein Zufluchtsort: zunächst für die Radikalen in den Massen und unter den bürgerlichen Kaufleuten aus Flandern. Geflohene reiche Antwerpener lassen ihre eigene, 1585 von den Spaniern eroberte Stadt ökonomisch aushungern: durch die Sperrung der Schelde. Antwerpen flieht geradezu nach Amsterdam – mit außerordentlichen Folgen: Seine Flüchtlinge bringen Arbeitskraft, Fachkenntnisse, Handelsbeziehungen, Investitionskapitalien, Vermögen und kulturelle Bewußtseinsformen mit – unter anderem eine Fülle von Bildern und Malern. Amsterdam wird eine Art neues Antwerpen. Kein reines. Aber die «Ehe» zwischen den mancherlei Unterschieden der beiden erklärt einige holländische Widersprüchlichkeiten. Eine «hollandozentrische Geschichtsschreibung» hat den Anteil der Flamen, den man in vielen Namen und in vielen intellektuellen sowie künstlerischen Impulsen finden kann, verschwiegen. Weil der Krieg so lang ist, ist offentlich die Aufnahmebereitschaft der Amsterdamer ohne Ende: Welche Stadt hätte soviele Flüchtlinge aufgenommen – bis zum drohenden Zusammenbruch ihres Gefüges? Denn es kommen nicht nur Reiche, sondern auch ein Heer von Armen und Ärmsten. In den ersten drei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts steigt die Bevölkerungszahl um jährlich 14000 Menschen.

Flüchtlinge kommen jedoch nicht nur aus Flandern, sondern auch – von Christen vertrieben – aus Portugal und Polen. Reiche und arme Juden. Und eine Flut von Bedrängten aus dem Deutschland des Dreißigjährigen Krieges. Dann: aus Frankreich die Opfer des Krieges gegen die eigene Bevölkerung – die fähigsten Facharbeiter, die Hugenotten.

Seither ist Amsterdam eine Stadt, die aus vielen Ländern besteht: aus Flüchtlingsströmen. Namen wie Le Maire, De Geer, Van Os auf den Klingel-Schildern in jeder Straße sind noch heute Hinweise darauf – bis hin zum Bürgermeister Polak ... Der Reichtum in der Stadt verheißt den Armen Arbeit. Wenigstens einige Brosamen von der Herren Tisch. Die aus dem Handel entwickelte Toleranz lockt die unterdrückten freien Geister ganz Europas. Und die Radikalen, die sich nicht unterwerfen wollen. Ein ständiger Zustrom – bis heute.

Im 20. Jahrhundert wird Amsterdam die niederländischen Kolonialopfer aufnehmen: Molukker und Surinamesen. Und an den ungelösten Problemen des kolonialen Erbes in Gestalt seiner Flüchtlinge bis heute seine Schwierigkeiten haben.

Umgekehrt gibt es breite Ströme

von Auswanderern aus Holland. Sie haben im wesentlichen einen anderen Charakter als anderswo. Nicht die tüchtigen Armen wandern aus – wie aus Deutschland im 19. Jahrhundert –, sondern oft diejenigen, die sich in der Offenheit des spezifisch Niederländischen nicht zurechtfinden: Reaktionäre und engstirnige Fanatiker gehen nach Südafrika oder nach Australien.

Amsterdam ist das Ergebnis eines entsetzlichen europäischen Konfliktes und einer gewaltigen Verschiebung: Es ist ein in den Sümpfen liegender, unangreifbarer Ort, der zugleich an zentraler Stelle am Welthandelsweg liegt – und in einem Umfeld, in dem die Nachteile der geographischen Ausgangslage durch die Findigkeit seiner Bevölkerung immer mehr zu Vorteilen umgewandelt werden. Resultat: Der bürgerliche Staat mit seinen sehr eigenständigen Städten, voran Amsterdam, ist für zwei Jahrhunderte das ökonomisch und bewußtseinsmäßig entwickeltste Land Europas.

Stadterweiterung wie noch nie

Wenn die Stadtregierung den großen Reichtum aus Antwerpen, Gent, Brügge, Lissabon und die weltweiten Handelsbeziehungen der von dort geflohenen Kaufleute in ihren Mauern behalten will, muß sie etwas tun: ihnen einen neuen Stadtteil anbieten, in dem die Reichen standesgemäß wohnen können. Denn die Städte konkurrieren um die Reichen – wie heute.

1609: Nach den üblichen langen Diskussionen und Machtkämpfen muß sich die Obrigkeit entschließen, die Stadt erneut zu erweitern. Nach Westen und Süden. Jetzt schimpfen viele Leute über die Fehlplanung, genau in diesem Gebiet (an der späteren nördlichen Herengracht) 1585 mit dem Bau einer neuen Militär-Anlage angefangen zu haben. «Rausgeschmissenes Geld!» Ebenso muß abgerissen werden, was durch wildes Siedeln schon an Häusern vor der Stadt entstanden war. Ärger. Unruhe. Verhandlungen, Entschädigungen. Flüche. Vertriebene Mieter. Obdachlose. Zerstörung.

Bevor ein einziges Haus gebaut wird – erst einmal Sicherheit: Zwei Jahre nach Erteilung der Baugenehmigung wird 1611 eine neue Stadtmauer in einem großen Bogen tausend Meter vor der Altstadt angelegt. Man macht Nägel mit Köpfen: Die größte Stadterweiterung der damaligen Welt entsteht. Anderthalbmal größer als der vorhandene Ort. «Unvorstellbar!» Amsterdam wird nun die viertgrößte Stadt der Welt.

Heute schön – und was damals?

Kunsthistoriker und Fremdenführer singen Loblieder auf die Ästhetik des «Drei-Grachten-Gürtels». Wenn sie sich die Mühe gemacht hätten, die geschichtlichen Tatsachen zu ermitteln, könnten sie uns etwas anderes sagen: uns aufklären statt zu mystifizieren.

Was hätte uns das Planungsteam um den Chef der Städtischen Werke, Frans Hendrickszoon Oetgens, berichtet? Der Landvermesser Lucas Janszoon Sinck? Der Stadtbaumeisteier Justus Danckerts? Der Bildhauer und Architekt Hendrick de Keyser? Was würden uns die Tausende von Erdarbeitern, Fuhrleuten, Trägern, Maurern und Zimmerleuten erzählen?

«In Amsterdam gibt es keine Fürsten, sondern scharf rechnende Kaufleute.» – «Oft Geizkrägen, die nur das Notwendige ausgeben.» –


Alles neu: der Drei-Grachten-Gürtel
als Krönung der Stadtentwicklung



Grachtenbau im sumpfigen Modder

«Jeder Plan muß durch den Instanzenweg gehen. Durch die Bürokratie.» – «Die Finanzierung ist schwierig.» – «Die Stadt muß alles vorstrecken.» – «Aber woher nehmen – mitten im Krieg?» – «Kredite aufnehmen? Zinsen zahlen?» – Später wird die Stadt die Grundstücke so teuer wie möglich verkaufen, um die hohen Vorkosten wieder hereinzuholen: das Geld für die Militär-Anlage, die Grachten, den Straßenbau, die Brücken und die Baureifmachung des Terrains. Altem Baurecht zufolge muß jeder Hausbesitzer auch für die Straße und die Gracht zahlen. Wieviel Geld muß in dieser Stadt sein, wenn sie sich ein so riesiges Werk erlauben kann! Wieviel harte Notwendigkeit aber auch. Was für eine Organisation – eingespielt, wie nirgendwo sonst in der Welt.

Was bedeutet die Stadterweiterung für den Arbeitsmarkt? – «Arbeitskräfte gibt es in Fülle.» – «Ihr nehmt die Armen mit euren Hungerlöhnen aus wie die Hühner.» – «Sollen sie doch in die Trockenlegungen der Polder gehen! Oder auf die Kriegsschiffe! Dort kriegen sie noch weniger.» – «Bei soviel billigen Arbeitern können die Reichen ihre Vornehmheit verdoppeln . . .» – «. . . und die Stadt sich Großzügigkeit erlauben.» – «Kostet immer noch riesig viel.» – «Gott verfluch es! Was haben wir armen Leute davon?» – «Später wird's keiner mehr merken.» – «Ich lebe heute und nicht in 250 Jahren.»

Stunde der Spekulanten

Vor den ersten Spatenstichen schlagen die Spekulanten zu. – «Die Leute sind trainiert, reich zu werden.» – «Aber sie schaden den eigenen reichen Kollegen.» – «Die Spekulanten sitzen selbst im Stadtrat. Wer das Kreuz hat, segnet sich zuerst: rechtzeitig gewußt, billig Land erworben – um es teuer weiterzuverkaufen.» – Hat sich in so grundlegenden Dingen später etwas verändert? Ist diese freie Marktwirtschaft inzwischen sozial? Die Kraker können davon eine Menge erzählen.

Geschieht ein Wunder? Die Mehrheit des Stadtrates beschließt: Enteignung. – «Fehlspekulation?» – «O nein, die Krähen hacken einander kein Auge aus: Die Herren Spekulanten werden entschädigt.» – «Die Spekulation wird vom Rücken des Reichen auf den Rücken des Armen weitergeschoben.» – «Wie das?» – «Am westlichen Stadtrand, im Jordaan erhalten sie Land als Austausch – und bauen ein Viertel für arme Leute.» – «Dann wehe den armen Leuten!» – «So ist der Lauf der Welt.»

Andere Spekulanten, die partout ihr Land behalten wollen, müssen eine Wertzuwachs-Steuer bezahlen. Diese Maßnahme wird nicht erst für das Städtebau-Förderungs-Gesetz 1971 erfunden. (Aber in der BRD in keinem einzigen Falle angewandt!)

Kosten, Kosten, Kosten

Bis 1609 wurden alle Grachten ursprünglich als Stadtgräben, das heißt als Militär-Anlagen, gebaut. Jetzt entstehen die ersten Wohn-Grachten. Die Stadtregierung läßt sich das immens viel Geld kosten: Denn die Planung geht nun nicht mehr vom vorhandenen Netz an Wassergräben aus, sondern krempelt das gesamte Terrain total und brutal um. Etwas ganz Neues entsteht. Sehr von oben herunter.

Im sumpfig-feuchten Weideland vor den Toren der Stadt werden Bau-Wege angelegt. Kosten. Kosten. Kosten. Ein Heer von Arbeitern hebt den sumpfigen Modder für die Grachten aus. Mit Schubkarren wird er auf die Wiesen zwischen den Grachten gebracht und dort angeschüttet. Schwierig ist das Absperren und Abpumpen des Wassers – damit die Leute arbeiten können! Sie stehen oft im Wasser.

Die Mannschaften mit den Fall-Hämmer-Gerüsten rammen die Fundamente für die Seitenwände der Grachten: sieben bis neun Meter tief werden eine Unmenge Holzpfähle in den Sumpf versenkt. Dann kommen die Maurer. Ziehen die Kanalwände hoch. Mit feinem Ziegelwerk. Was kosten Backsteine – in einer Zeit, in der sich die armen Leute nicht einen Meter Mauer leisten können? Kosten für Kalk, für den Transport, für Löhne. – «Nichts fällt vom Himmel – außer dem vielen Regen.»

Dann kommen Tausende von Lastkähnen mit Sand – aus den Sandgruben bei Hilversum und aus den Dünen. Der Sand wird auf Karren geladen und auf die Modderschicht, auf die feuchten Wiesen gekippt. Was für eine Arbeit! Achtzig Zentimeter hoch. Warum? Das Land wird baureif gemacht. Auf festem Boden könnte man für die bis jetzt entstandenen Kosten bereits Häuser errichtet haben.

Nach den Wasserkanälen werden die Brücken gebaut: allein vierzig im ersten Teil des Drei-Grachten-Gürtels, zwischen Haarlemmer Straat und Leidse Gracht. Im Jordaan kommen später weitere hinzu. Die Zimmerleute stellen hölzerne Lehrgerüste auf, dann arbeiten die Maurer.

Straßenbau. Sauteuer. Noch steht kein Haus.

Wie früher: Brückenbau mit Leergerüsten



Raumverschwendung der Superreichen

Als die Grachten fertig sind, werden sie bewundert. – «Keine Enge wie bei armen Leuten!» – Tatsächlich: Die Armen wohnen meist in den Gassen von zwei bis dreieinhalb Metern Breite. Die Mittelschichten leben meist in Straßen von acht bis zehn Metern Breite. Die alten Grachten wie zum Beispiel der Oudezijds Voorburgwal sind meist acht Meter breit (wie die Warmoestraat), die beiden seitlichen Kais je sechs bis sieben Meter.

Der um 1480 verbreiterte Stadtgraben des Singel erhält rund 25 Meter. Das war seinerzeit schon außerordentlich viel. Die drei neuen Grachten (Heren-, Keizers- und Prinsengracht) lassen nun schon auf den ersten Blick sehen, daß reichen Leuten viel zugeteilt wird: Raum, Raum, Raum ... – «Die Herren wissen zu leben.» – Jede Gracht ist – nach dem Vorbild des Singel – 25 Meter breit. Und die Straßen seitlich der beiden Kaimauern je zehn Meter. Durch den großen Abstand von Häuserfront zu Häuserfront entsteht eine Breite von 45 Metern – wie bei Plätzen. Wer hat bis dahin schon an Plätzen gewohnt? Amsterdam hat nur den Dam-Platz. Sonst kennt man damals Plätze eigentlich nur aus Italien.

«Diese Weitläufigkeit hat etwas Beruhigendes.» – Einerseits: Die Hausfassaden sind höher als jemals zuvor – nun dreigeschossig; im 18. Jahrhundert mogelt man sie sogar meist auf vier oder fünf Geschosse hoch. Mit mehr Nutzfläche, das heißt mehr kommerziellem Nutzen als je. Andererseits: Sie wirken gar nicht so hoch – weil zwischen ihnen



Platz da: die »Goldene Kurve« der Herengracht

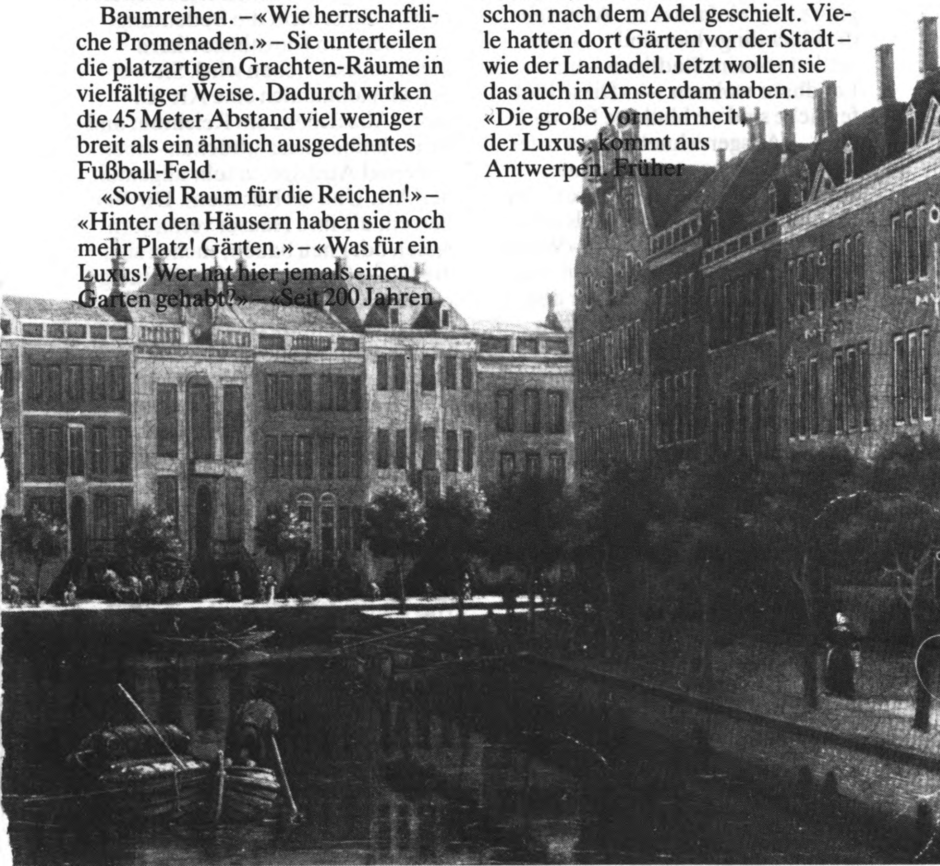
die räumliche Weite eines Platzes liegt. Wenn man direkt vor einem Haus steht, hat man einen Sichtwinkel von nur siebzehn Grad bis zum Dachfirst der gegenüberstehenden Häuser, braucht den Kopf kaum zu heben.

Während man bei schlechtem Wetter anderswo in Europa fast überall durch den Schlamm watet, sind die Grachten-Straßen sorgfältig gepflastert. Zuerst: ein halbprivater Streifen, dann ein Fußweg, dann der etwas grobere Fahrweg und schließlich das Pflaster vor dem Kai zwischen den Bäumen. Wie auch sonst weithin im reichen Amsterdam. – «Was für eine Wohltat für die Füße!» «Welche Sauberkeit!»

Baumreihen. – «Wie herrschaftliche Promenaden.» – Sie unterteilen die platzartigen Grachten-Räume in vielfältiger Weise. Dadurch wirken die 45 Meter Abstand viel weniger breit als ein ähnlich ausgedehntes Fußball-Feld.

«Soviel Raum für die Reichen!» – «Hinter den Häusern haben sie noch mehr Platz! Gärten.» – «Was für ein Luxus! Wer hat hier jemals einen Garten gehabt?» – «Seit 200 Jahren niemand mehr. Höchstens die früheren Klöster.» – «Und was für große Gärten!» – Sie sind doppelt so tief wie die Baufläche für das Haus: jeder 51,5 Meter. Das heißt: von Rückfront zu Rückfront der Patrizier-Häuser 103 Meter freies Gelände. Durch Gesetz wird die Unbebaubarkeit gesichert: damit keiner damit spekuliert und etwa durch Hinterhäuser den Status-Wert des vornehmen Viertels schmälert. Um die Grachten dennoch gut auszunutzen, ist die Baufront allerdings relativ schmal.

Warum legen die Reichen soviel Wert auf den Garten? Die vielen Kaufleute, die aus Antwerpen geflohen sind, haben vor ihrer Flucht schon nach dem Adel geschielt. Viele hatten dort Gärten vor der Stadt – wie der Landadel. Jetzt wollen sie das auch in Amsterdam haben. – «Die große Vornehmheit, der Luxus, kommt aus Antwerpen. Früher




Ein Gärtchen hinterm Haus:
Huis Van Loon an der Keizersgracht

ging's hier einfacher zu. Aber seit die Flüchtlinge hier sind ...» «Sie wollen vorn im Stadthaus – hinten im Landhaus wohnen.» – «Diese Pfeffersäcke sind verhinderte Landadlige.» – «Ausgerechnet jetzt, wo der Landadel immer mehr herunterkommt.» – «Das ist doch ihre Chance! Der Adel steht vor dem Ruin und die Kaufleute greifen zu.» – «Wenn man wenigstens in die Gärten reingucken könnte! Wenn du vor den Häusern stehst, siehst du keinen Grashalm.» – «Diese Pfeffersäcke! Vorn geben sie sich als ehrbare Kaufleute. Aber wenn sie unter sich sind, im eigenen Zirkel, spielen sie Landadel.» – Wo kann man das heute sehen? Im Bürgermeister-Haus Herengracht 605 (um 1740, heute: Museum *Willet-Holthuysen*) und im Haus Keizersgracht 672 (*Museum Van Loon*).

Soviel Landverbrauch – in einer Zeit, in der der Militärstratege Marolois in seinem Festungsbau-Handbuch (1615) warnt: «Denn eine große Weite (der Stadt, das heißt ein großer Raum-Verbrauch) ... trägt ... zum Ruin ... bei.» Weil dadurch die Stadtmauern länger werden. Aber was tut eine Stadtverwaltung nicht alles, wenn soviel Reiche zusammenkommen – im Drei-Grachten-Viertel 3000 Familien, wenigstens 10000, eher 15000 Menschen. Eine ungeheure Zahl. Anderswo die Bevölkerung einer ziemlich großen Stadt.

Giebel-Anstecker für Vornehme

Die frühen vornehmen Häuser haben meist drei Geschosse. Ihre Fassaden besitzen entweder Treppengiebel wie die alten Kaufmannshäuser in Flandern oder einfache, leicht geschwungene Giebel. Die Giebel haben längst nicht die Bedeutung, die ihnen von Kunsthistorikern meist zugeschrieben wird. Sie werden erst allmählich eine Art Ansteck-Abzeichen, um Reichtum und Vornehmheit auszudrücken – aber ohne viel Aussage, in sehr allgemeiner Art. Und als Klischees. Die Bauherren, die ihre Häuser verändern lassen oder neu bauen, suchen sich die Giebelformen aus dem Katalog heraus. Konfektionsgiebel – von der Stange. – «Ich will einen Meter höher als mein Nachbar. Und ein Ornament mehr.» – «Ist doch egal, was mein Nachbar hat. Das Haus muß funktionieren.» – Wer nur Giebel sieht und in ihnen vielleicht noch Geheimnisvolles entdecken möchte (wie viele Kunstbücher-Schwärmer), sieht – wo er viel sehen wollte – sicher sehr wenig.

Was die Stadt festlegt

Weil die Landgewinnung eine Gemeinschaftsleistung ist, kann die Stadt die Rahmenbedingungen setzen: Gemeinsamkeiten für alle.

Grundstückskäufer, auch Erben oder spätere Aufkäufer, werden gebunden: an die Nutzungsart und an vieles mehr – bis hin zum Material, das jeder an der Fassade verwenden darf.

Im Viertel können neben den Wohnhäusern auch Lagerhäuser gebaut werden. In ihnen sind bestimmte Gewerbe erlaubt. Ganz neu: Sie dürfen nicht stinken und keinen besonderen Lärm machen.

Die Querstraßen mit kleinen Grundstücken ohne Gärten werden an Krämer und Handwerker verkauft: damit die vornehmen Leute Läden in der Nähe haben. Sonst werden wenig Folge-Einrichtungen geplant: genau in der Mitte des ersten Planungsabschnittes die Westerkirche und davor der Westermarkt, dann die Norderkirche mit dem Nordermarkt. Einige Märkte werden in das neue Viertel verlegt.

So riesig die Investitionskapitalien der Stadt sind, sie reichen nicht für das gesamte Projekt. Daher wird es aufgeteilt: bis zur Leidse Gracht, dann ab 1657 bis Oostenburg (Oostenburgerstraat), zum Ij.

Die Stadtregierung gibt den drei Grachten Namen, in denen sie ihre politische Ideologie ausdrückt: An erster Stelle stehen die Herren, das heißt das Kaufmannspatriziat, die reiche Oberschicht der Regenten (Herengracht). Sehr selbstbewußt – denn erst dann folgen Kaiser und Adel. Kaiser Maximilian von Österreich (Keizersgracht) hatte 1489 Amsterdam das Recht verliehen, eine Krone über dem Wappen zu tragen. Damals hat es wohl nicht viel Bedeutung gehabt – aber nun erinnert sich die Stadtregierung daran. Warum? Die Niederlande haben sich doch zur Republik erklärt. Gegen den spanischen König, der kein



Kaiser ist! Ein alter Zopf? Wiederholt 1620/21 auf der Westerkirche, dem mit 85 Metern höchsten Stadtturm, und 1648 auf dem First des neuen Rathauses (Dam-Platz). Allgemeines Imponiergehabe mit einem leer gewordenen Symbol? Amsterdam – «die Größte»?

Als letzte der Rangfolge werden die hochadligen Prinzen gewürdigt (Prinsengracht) – ein Zeichen für ihre Einschätzung in der bürgerlich geprägten Stadt.

Waffenfabrikanten, Geldsäcke, Sklavenhändler ...

Das Haus Herengracht 54 wird als «Haus für einen Prinzen» beschrieben. Wer wohnt darin? Aletta Adriaens, die Witwe des steinreichen Waffenhändlers Elias Trip.

Der Brauerei-Besitzer Willem van den Heuvel läßt 1620/21 nach Entwurf des Architekten Hendrick de Keyser das Haus Herengracht 170/72 (heute: Theatermuseum) bauen. Was muß er am Alkohol verdient haben, um ein so riesiges und teures Haus (noch im 17. Jahrhundert geteilt) bauen zu können – doppelt so groß als normal? Er muß sich fast wie ein italienischer Fürst fühlen – wenn er eine solche Fassade der Öffentlichkeit präsentiert. Als er das italienische Bankhaus Bartolotti übernimmt, legt er sich den Namen Guillielmo Bartolotti zu. – «Vor dem mußt du den Hut tief ziehen.» – «Ich? Nee. Der spinnt.» – Die Amsterdamer haben den Reichtum nie ganz ernst genommen.

Der Abschnitt zwischen Leidse Straat und Vijzelgracht, um die Nieuwe Spiegelstraat, gilt lange Zeit als prestigeträchtigster Bereich der Stadt – geradezu sprichwörtlich für Reichtum: die berühmte «Goldene Kurve» (gouden bocht).

Im Haus Herengracht 506 wohnt der seinerzeit reichste Amsterdamer: der Kaufmann und Bankier Jan Balde.

Der französische Schriftsteller Albert Camus läßt in seinem Roman «La Chute» (1956) einen heruntergekommenen Rechtsanwalt vor dem Haus Herengracht Nr. 514 (um 1680) stehen. Er sieht an der Fassade die beiden Negerköpfe und denkt: Hier hat der erste Eigentümer, der Regent Nicolaas van Waveren, seinen Beruf öffentlich sichtbar gemacht – als Sklavenhändler.

Der Kaufmann Nicolaas Sohier läßt 1621/24 von Hendrick de Keyser das Haus Keizersgracht 123 bauen: mit einer riesigen Fassade italienischer Art. 1634 wird es weiterverkauft: an den «Krupp des 17. Jahrhunderts», Lodewijk de Geer. De Geer erschließt und entwickelt die Kupfer- und Eisenindustrie in Schweden. Er wird zum größten Rüstungsfabrikanten des Jahrhunderts. Dieser Waffenhandel läuft über Amsterdam. – «Der Mann liefert an Freund und Feind.» – «Das tun sie ja wohl alle. Geld stinkt nicht.» – «Ein Kriegsgewinnler!» – «Ein Kriegsverbrecher!» – «Er hat feine Manieren ...» – «... und Kultur.» – «Er gibt Arbeit und Brot ...» – «... Not und Tod.»

Wie reich sehr viele Leute sind, kann man daran sehen, daß sie in der Lage sind, das Haus ihres Urgroßvaters abzureißen und neuzubauen – vorher ist das nahezu undenkbar. So kurzlebig sind Häuser nur bei reichen Leuten. Aber auch nur bei ihnen ändern sich die Lebensgewohnheiten so rasch und gründlich: Viele wollen im 18. Jahrhundert auf die Weise französischer Adliger leben. Daher sehen viele Grachtenhäuser



Ein Herz für die Armen: karitatives Sammeln von Brosamen

französisch aus – so zum Beispiel das Bürgermeister-Haus Herengracht 605 (mit vollständig erhaltener Einrichtung und rekonstruiertem Ziergarten – heute: *Museum Willet-Holthuysen*).

Landhäuser an der Vecht

Im 17. und 18. Jahrhundert kaufen sich viele von den superreichen Kaufmannsfamilien Landgüter vor der Stadt. Der Hintergrund: Sie legen einen Teil ihres Vermögens – wie sie meinen – wertbeständig in Liegenschaften an. Wie seinerzeit die Unternehmer von Florenz und die Großkaufleute von Venedig, als die Geschäfte schlechter gingen oder die Bequemlichkeit den unternehmerischen Elan verdrängte.

Die superreichen Kaufleute versuchen, Vermögen in Prestige umzusetzen – oft zu finden bei alternden Unternehmern. Hinter die eigenen Namen fügen sie die Namen der aufgekauften adligen Güter. So setzt ein Kaufmann, der mit dem Fell von Rindviechern handelt und auch so heißt, nämlich Huydecoper (die Familie erbt das palastartige Haus Keizersgracht 177, erbaut 1625), zu seinem Namen den Freiherrntitel von Maarsseveen.

Auf dem Wasser der Vecht oder auf der Straße (Anfahrt: Autobahn A 1, Muiden, an der Vecht nach Süden) am Wasser entlang fährt man die Perlenkette von Reichtum und Luxus des 17./18. Jahrhunderts ab. Vorbild dieser «Wasserstraße der neu-feudalen Landhäuser» ist die Brenta bei Venedig, wo seit dem 16. Jahrhundert die Großbürger Venedigs ihre Sommersitze nebeneinander reihten. An der Vecht, die bei Muiden ins Ijsselmeer mündet, kaufen sich vor allem viele Mennoniten ein, das heißt zahm und reich gewordene Wiedertäufer. Sie legen – wie sie es als Kolonialherren in Südost-Asien sehen – Teehäuser an. Vorbeifahrende spotten: «Das Mennoniten-Himmelchen.»



Siegesdenkmal für Feudaldemokraten: das Rathaus der Großbourgeoisie

Siegesdenkmal Rathaus

Mitten im Krieg bauen sich die Reichen eine neue Stadt: den Drei-Grachten-Gürtel. Als der Krieg gewonnen ist, greifen sie sich die zentrale Stelle der alten Stadt, den Dam, und errichten sich dort ein Sieges-Monument.

Der Bau des neuen Rathauses ist ein Symbol für die Vielschichtigkeit des geschichtlichen Prozesses um 1648. Lange Zeit hatten die Amsterdamer so wenig von ihrer Obrigkeit gehalten, daß sie ihr altes Rathaus verfallen ließen. Unmittelbar nach dem Sieg 1648 errichten sie nun das größte von allen. Wie ein Meteorit vom Himmel gefallen, steht es am Dam-Platz. In seiner Zeit ohne Bezug zu den umgebenden Häusern. Wenigstens tausend Menschen verloren dafür ihre Wohnung – durch Abriß. Durch «Stadtsanierung». Wie kommt es zu einem so riesenhaften Bau? Das hat mehrere Gründe: Das Rathaus ist ein Siegesdenkmal für den gerade gewonnenen Krieg. Der Sieg und der neue Reichtum läßt die Reichen in der Stadtregierung überschnappen. Die geflüchteten Antwerpener setzen durch, daß ihr Antwerpener Stadtsymbol in Amsterdam neu ersteht – nur soll es das riesige Antwerpener Rathaus noch weit übertreffen. Im Aussehen des Rathauses bildet sich großbürgerliches Selbstbewußtsein ab. Im Auftrag der venezianischen Großbürger hatte der Architekt Andrea Palladio diese Ausdrucksformen hundert Jahre früher anschaulich formulieren müssen – gegen den Feudaladel. Amsterdam knüpft daran an.

Die Riesengröße des Baues zeigt aber auch ein weiteres Resultat des Krieges: daß die Reichen nichts verloren, sondern dazugewonnen haben. Ein weiteres Freiheitsdenkmal, nun

aber sehr volkstümlicher Art, wird im Vergnügungspark (Doolhof) zum hintergründigen Spaß für Kinder und Erwachsene aufgestellt: ein fünf Meter hoher Goliath und ein mannsgroßer David – damals für jeden ein verständliches Symbol des Sieges. Der riesige Spanier kann – von hinten gezogen – mit dem Kopf wackeln und die Augen rollen (heute in der Cafeteria des *Historischen Museums*).

Nach dem gewonnenen Krieg öffnet sich die ökonomische Schere zwischen Reich und Arm noch weiter. Die politische Folge: die Oberschichten lösen das Zweckbündnis mit den Volksmassen. Und plustern sich zu Feudaldemokraten auf.

Die Schicht der Regenten kapselt sich nun vom Volk ab. Aber sie hat kein Interesse an verschärfter Herrschaft und bürokratischer Fesselung. Sie läßt ökonomisch und bewußtseinsmäßig die Prozesse treiben: in einem Klima relativer Offenheit. Händler handeln mit jedem.

So entwickelt sich aus dem Flüchtlingsstrom auch vielfältiger Nutzen. Kenntnisse aus allen Teilen Europas: die Produktivität neuer Handwerke, von denen viele sich außerhalb der Zunft entfalten, die Technik des Schiffbaues und was ihn begleitet – Holzbearbeitung, Mathematik, Geometrie, Astronomie, Vermessungskunde, Navigationstechnik und Kartographie.

Nicht nur Wirtschaft und Handel sind nach außen gerichtet, sondern auch der Buchdruck. Amsterdam ist Nachrichtenbörse – sie unterliegt kaum einer Zensur, höchstens wenn die Kritik nach innen geht.

Das geht so weit, daß man in Frankreich sagt: Wenn du deinem Feind schaden willst, sende drei Gulden und eine Nachricht über ihn sowie seine Adresse nach Amsterdam. Und er wird etwas über sich lesen, was ihn blamiert. Diese damals einzigartige publizistische Freiheit machen zwei Museen anschaulich: das *Niederländische Presse-Museum* und das *Schriftmuseum J. A. Dortmund.* Abzulesen ist diese Tradition auch an der Fülle ungewöhnlicher Buchhandlungen in der Stadt.

Siegesdenkmal für's Volk:
der Goliath im Historischen Museum





Umgang mit den Armen

Die Nachtseite des »Goldenen Zeitalters«

Über Jahrtausende hinweg kommt die Familie für die Armen und die arbeitsunfähigen Alten sowie für die Kranken auf. Daher haben die Leute viele Kinder. Denn damit wächst angesichts der hohen Kinder- und Erwachsenen-Sterblichkeit die Wahrscheinlichkeit, daß sie im Alter versorgt sind.

Aber was geschieht mit den Menschen, die keine Familien haben – aus welchem Grund auch immer?

Die christliche Religion gebietet Werke der Barmherzigkeit. Bis zum 16. Jahrhundert werden Bettler als Unglückliche angesehen. Die Leute unterstützen sie – ohne viel Nachfrage. Ein 14jähriger Taschendieb sagt 1596 vor Gericht im Rathaus aus, «daß die Fischweiber (auf dem großen Fischmarkt des Dam-Platzes) ihm manchmal Essen und Trinken gaben, damit er sich schlechter Gesellschaft enthalten solle.»

Die Handwerker-Zünfte organisieren ihre eigene Fürsorge. Auch die Kirche nimmt sich der Armen an. Die Alte und Neue Kirche haben Armen-Meister, die von Weihnachten bis Ostern – das heißt während der saisonbedingten Arbeitslosigkeit – in den beiden Kirchen Brot, Butter, Käse, Torf (als Heizmaterial) und manchmal etwas Geld austeilen. Sie verfügen auch über eine Anzahl von Wohnungen, die sie mietfrei vergeben. 1497 wird an die Alte Kirche die Kapelle der Armen-Meister angebaut.

Im 16. Jahrhundert nimmt die Zahl der Armen außerordentlich zu. Daher muß die Armenfürsorge neu organisiert werden. Jetzt beginnt die Rationalisierung der Fürsorge: Nun werden die Armen unterschieden – in anerkannte, die einheimisch sind, und zugelaufene. Nur die Anerkannten bekommen etwas. Warum? Wovon leben die anderen?

Mit wachsendem Umfang wird die Armen-Fürsorge schrittweise aus dem unmittelbaren Bereich der Kirchengebäude herausgelöst. Entflochten. Erster Schritt: Rund vierhundert Meter südlich der Alten Kirche bauen 1550 die Armen-Meister am Oudezijds Voorburgwal 300 zwei Lagerhäuser für Heizmaterial (Torf). Daß die gewiß oft lebenserfahrenen Armen-Meister nicht immer angepaßte Leute sind, zeigt ihre Sympathie zu den illegalen Reformierten: 1557 lassen sie in diesem Lagerhaus ein Jahr lang eine verbotene Predigtstätte zu.

Die Armen-Katastrophe

Als die Flüchtlingsflut des Befreiungskrieges über Amsterdam hereinbricht, nimmt die Anzahl der Armen so zu, daß die Lagergebäude für die Vorratshaltung zu klein werden. Offensichtlich tauscht nun die Stadt zugunsten ihrer neuen Städtischen Bank die beiden Torf-Lagerhäuser gegen Grundstück und Bau von vier (!) großen Speicherhäusern am Stadtrand (Waterlooplein 67, rechts).

Der Vorgang zeigt auch, daß die alte Stadtmitte immer mehr vom Handel besetzt wird und andere Tätigkeiten an den Rand gedrängt werden. Dieser Verdrängungsprozeß armer Leute wird jahrhundertelang – bis heute – ein brisantes Thema in Amsterdam sein.

In der Fürsorge-Reform 1613 werden Almosen-Väter eingesetzt: für die Waisen, für die Aufsicht über auswärtige Lehrlinge bei ihren Meistern, für die Verteilung von Kleidern an Kranke und für die Armen-Begräbnisse. Die Dauer-Arbeitslosigkeit ist nun offensichtlich so verbreitet, daß die Armen auch im Sommer verpflegt werden müssen. Auch die Armen-Meister der Neuen Kirche müssen nun ein Lagerhaus bauen: 1614 an der Prinsengracht 436 (abgerissen; heute: Justizpalast).

1652 verfügt die Stadtregierung, daß die Armen-Meister Nachbarschaftsmeister anstellen sollen. Diese sollen streng prüfen, wer Unterstützung erhalten darf: einheimische Arme – ja, «ungebührliche Bettler» – nein. Und nachsehen, ob die Kinder der Armen auch arbeiten. Folge: Die Bürokratie der Fürsorge wächst; die Fürsorge-Verwaltung der Alten Stadtseite benötigt ein neues Büro: neun Jahre nach dem Haus an der Neuen Stadtseite wird es östlich an die Lagerhäuser angebaut (Waterlooplein 67).

Was geschieht mit den nicht anerkannten Armen? Mit den Flüchtlingen, den entlassenen, desertierten,

kranken, verkrüppelten Soldaten, den Entwurzelten, Gestrandeten, Kranken, den vielen Witwen mit Kindern – vor allem von Seeleuten und Soldaten? Die Verhältnisse schaffen das Elend. Der Krieg spitzt die Verhältnisse zu.

Zum Himmel schreiendes Elend. Wo wird es überliefert? In Gerichtsprotokollen, Theaterstücken und in Malereien. Das «Goldene Jahrhundert» hat seine Kehrseite – tiefschwarz sieht es da aus.

In der Kneipe «Brandweinkessel» (nicht erhalten) am Raamsteeg treffen sich Leute, denen nichts anderes als Diebstahl übrig bleibt. Im Rathaus am Dam werden sie eingesperrt, verhört und verurteilt. Die Stadtverwaltung verbietet 1601 den Zuckerbäckern, reich verzierte Waren auszustellen, «damit die armen Kinder nicht traurig werden, denn der Anblick könnte ihren Appetit wecken.»

Kriminalisierung der Bettler

1504 wird im Sint-Pieters-Krankenhaus an der Nes (nicht erhalten) ein Durchgangshaus eröffnet: ein kostenloser kurzer Aufenthalt für Landstreicher und Bettler. Dann weitere dieser Obdachlosen-Asyle.

Später versucht die Obrigkeit, die Flut der Bettler mit Papier einzudämmen: Seit 1568 wird nur noch anerkannt, wer mindestens seit drei Jahren Bürgerrecht hat. Zweiter Schritt: Seit 1596 ist das Betteln nur noch mit schriftlicher Genehmigung erlaubt. Die «erlaubten» Bettler müssen Blechschilder tragen. Andernfalls? Gefängnis oder Galeere.

Mit der Fürsorge-Reform 1613 nimmt die Stadtregierung die Gesellschaft in den Griff: nach den Lebensprinzipien bürgerlicher Oberschichten. Sie verbietet das Betteln, das bis dahin als gottgegeben und schicksalhaft galt, vollständig. Die Armut wird durch behördliche Verordnungen abgeschafft. Papier gegen elende Lebensverhältnisse.

Maria Jans van Brugge klagt die Aufseher der Armen in Amsterdam vor Gottes Richterstuhl als Unterdrücker an. «Laßt uns lieber eine Scheune machen und tut da die armen Leute rein, – dann steckt alles in Brand.»

Rembrandt und andere Zeichner stellen – sogar in offiziellen Aufträgen für die Stadtregierung – solche Bettler dar. Die Zeichnungen beweisen, daß das Verbot die Verhältnisse nicht abschafft. Rembrandt zeigt, daß die Bürger wissen, wie sinnlos das Verbot ist – und weiterhin spenden. Der Maler selbst igno-

Hartholzraspeln im Zucht-Haus für Männer





riert die Obrigkeit. Er sympathisiert mit den Bettlern. Überhaupt mit den Armen. Im «Hundertguldenblatt» stellt er Jesus inmitten der armen Leute dar. 1630 geht er noch weiter: Er malt ein Selbstbildnis von sich – als «sitzender Bettler, der um ein Almosen bittet.» Rembrandt identifiziert sich also mit den von der Oberschicht und der Behörde kriminalisierten Armen.

1652 beschließt die Stadtregierung: Eine neue Bettler-Polizei soll die Stadtviertel kontrollieren.

In den Augen der Oberschichten, die selbst weitgehend hart arbeiten und gezielt ihre Betriebe sowie ihr Vermögen vergrößern, sind Bettler Müßiggänger. Einige mögen es gewesen sein. Viele aber nicht.

Schon 1527 wird verfügt, daß jeder, der keine Arbeit hat, sich auf der Alten Brücke (Oudebrugsteeg) anzubieten habe. Diese Arbeitsbörse ist ein Vorläufer des Arbeitsamtes.

Arbeitslose werden zu Erdarbeiten eingesetzt: beim Aushub von Grachten, Militär-Anlagen (Stadtgräben) und Wasser-Kanälen. Und bei der Handels- und Kriegsmarine. Oft mit allerlei Nachhilfe. Razzien. Bettler werden aufgegriffen. Deportiert. Billige Arbeitskräfte und immense Kapitalüberschüsse ermöglichen um 1600 die Trockenlegungen der Polder wie Zijpe, Beemster, Wieringerwaard, de Purmer, Wijde Wormer, Heer Hugowaard, Schermer und Watergrafsmeer. Betriebe erhalten zinslose Darlehen zur Schaffung von Arbeitsplätzen.

Die Oberschichten beginnen zu behaupten: Jeder muß arbeiten – für jeden ist Arbeit vorhanden. Trifft ihre Analyse der Verhältnisse zu? Ist sie unzulänglich? Benötigen sie nur eine Rechtfertigung?

Zwangsarbeit im Zucht-Haus

Als die Oberschichten lernen, ihr Vermögen gezielt zu vermehren, finanzieren sie auch Intellektuelle, die darüber nachdenken: Wie können reiche Leute guten Gewissens ihren Aufwand für Investitionen vermindern, die kein Geld vermehren – etwa für die Kirche und für die Barmherzigkeit? Diese Intellektuellen kommen auf die Idee: Auch die Armen sollen nun produktiv werden! Ein Buchtitel 1587: «Spitzbuben-Erziehung, oft ein Mittel zur Verringerung der Müßiggänger». Die Formel lautet nun: Keine Arbeit haben = Müßiggang = kriminell sein = Spitzbube = erzogen werden = das Geld der Reichen und der Stadt sparen.

Dauerspinnen im Zucht-Haus für Frauen





Wenig später, 1595, wird das erste Zuchthaus eingerichtet: das Sägehaus (Rasphuis) im ehemaligen Clarissenkloster am Heiligeweg 27. Tagessoll: Pro Mann und Tag, zu zweit, angekettet, sind 50 Pfund brasilianisches Hartholz mit einer sechsblättrigen Säge, stundenlang, zu kleinen Schnipseln zu raspeln. Aus ihnen wird Farbe für die Textilherstellung gekocht. Das Zuchthaus-Tor zeigt aller Öffentlichkeit die Zähmung von wilden Tieren (!) mit der Peitsche sowie gefesselte Männer. Versteckt wird hier noch nichts. Gegen Eintrittsgeld kann jeder Bürger diesen Fortschritt menschlicher Produktivität besichtigen, sadistische Gefühle befriedigen, sich im Schein seiner Überlegenheit und Ehrbarkeit sonnen – und das Gefühl haben, der erzieherische Wohltäter der Menschheit zu sein.

Ganz ähnlich geht es im 1596 eingerichteten Zucht-Haus für Frauen (Spinhuis) zu (Oudezijds Achterburgwal 187/Spinhuissteeg; nach Brand 1645 Neubau). Auch sein Portal zeigt öffentlich die Ideologie der menschenfreundlichen Einrichtung: Die Autorität gibt sich – in Architekturformen und zwei Löwen – drohend, unterschwellig aggressiv, unterwerfend. In einem Spruch wird die harte Pranke mit katzenhafter Freundlichkeit verhüllt: «. . . straff ist meine Hand, aber lieblich mein Gemüt.» Zuckerbrot und Peitsche – Ausdruck einer sich zu dieser Zeit entwickelnden behavioristischen Psychologie: Zyniker erforschen die Beeinflußbarkeit des menschlichen Verhaltens. Der Dichter Vondel: «Man lenkt Staaten durch Strafe und Belohnung. Strenge gebiert Respekt, Mildtätigkeit, Liebe.» Die Verwalterinnen des Frauenzuchthauses haben eine ähnliche Rolle



Jede Menge Waisenkinder:

wie die Kapitäne der Kriegsflotte.

Ein Zeitgenosse berichtet, die Stadt zöge einen «riesigen Nutzen aus den beiden Zuchthäusern.»

Übergangsstätten zum lieben Gott

Kranke werden jahrhundertelang in der Familie gepflegt. Jedermann kennt etwas von Heilmitteln. Nur die Reichen können sich Ärzte leisten. Die Klöster gründen Krankenhäuser (Gasthuis) für die Armen ohne Familien. Zunächst nur als Übergangsstätten zum lieben Gott. Und für allerlei «Gesindel», das – in seinem Elend – Gott verflucht hatte und nun vor dem Tod noch bekehrt werden soll. Diese Ärmsten der Armen haben kein Geld. Die klösterlichen Krankenhäuser beschaffen sich daher ihre Finanzen aus der Ver-



Portal des Burgerweshuis

pachtung von Ländereien und der Vermietung von Gebäuden.

Bei der Stadterweiterung von 1420 erhalten die Klöster eine breite eigene Zone: im Osten und Süden der damaligen Stadt zwischen dem Oudezijds Achterburgwal und dem Kloveniersburgwal/Geldersekade. Dies zeigt ihre Bedeutung als öffentliche Einrichtung. Sie bilden die wichtigsten Institutionen des Sozialwesens. Ein Beispiel: Das Aderlassen findet in der Blutkammer des Klosters statt (Bloedstraat = Blutstraße, nicht erhalten). Dies ist die erste Anlage eines besonderen Stadtbereiches in der Stadtplanungsgeschichte unseres Jahrtausends.

Die Alten und die Neuen Nonnen erhalten für den Bau von zwei neuen Krankenhäusern ein riesiges Grundstück zwischen Turfmarkt, Grimburgwal, Kloveniersburgwal und Nieuwe Doelenstraat. Dort steht noch heute das wichtigste Krankenhaus Amsterdams, zugleich Universitätsklinik (Binnengasthuis). Das alte Portal des «Gast Huys» am Oudezijds Achterburgwal 231 zeigt einen alten Mann und eine alte Frau – Symbole der ursprünglichen Benutzer. Mit zunehmender Entwicklung der Medizin wird das Krankenhaus aber auch für die Reichen attraktiv. Sie wollen jedoch nicht mit den Armen zusammen logieren. Daher schaffen sie die folgenreiche Aufteilung der Funktionen des Krankenhauses: 1587 wird neben ihm ein Krankenhaus für die vielen kaputten Soldaten des Befreiungskrieges geschaffen; kurz danach ein eigenes Obdachlosen-Asyl. Das heißt: Nun werden die mittellosen Ärmsten ohne Zuhause hinausgeworfen, für die das Krankenhaus ursprünglich eingerichtet worden war. 1686 stellen die Bürgermeister das noch einmal ausdrücklich fest. Auch die familienlosen Alten, die ursprünglich im Krankenhaus bis zum Tod gepflegt wurden, werden abgeschoben.

Nutzbarmachung der Waisen

1523 entsteht das älteste Waisenhaus: mitten in der Stadt an der Kalverstraat. Nach Aufhebung der Klöster erhält es das gegenübergelegene Lucienkloster (Nr. 92, heute: *Historisches Museum*). Dort breitet es sich aus – vor allem in der Zeit des großen Elends – «Goldenes Jahrhundert» genannt. Um 1570 hat es zweihundert Kinder, 1611 fünfhundert, 1629 siebenhundert.

Der Neubau 1632/35 ist eine monumentale Architektur. Riesige Pfeiler. Ausdruck der Autorität: «. . . damit jeder weiß, wo es lang geht . . .»

Nun wird die stark auf Selbstversorgung eingestellte Wirtschaft des Waisenhauses in die entwickelte Arbeitsteiligkeit der Stadt eingegliedert: An die Stelle bäuerlicher Versorgung tritt die ökonomisch rentablere eigene städtische Handwerksarbeit (Schuhmacher- und Glasmacher-Werkstatt). Das Kuhhaus (heute: Cafeteria des *Historischen Museums*) wird Zimmermannswerkstatt. Mit den Erlösen werden Lebensmittel gekauft.

1765 beschreibt Jan Wagenaar die Benutzung des Waisenhauses, das für seine Zeit relativ fortschrittlich organisiert ist: Kinderhaus. Dann großes Jungen- und Mädchenhaus. Täglich zweimal, im Winter dreimal Lese-, Schreib- und Rechenschule (über der Galerie vor der heutigen Cafeteria). Jeder kann seinen Handwerksberuf selbst wählen. Alle werden in eine Arbeitsstelle vermittelt. Gespielt wird unter Aufsicht im Hof. Kein Ausgang ohne Erlaubnis. Zwei Schlafsäle mit je 96 Betten – in jedem Bett drei Personen. Dort Anwesenheitskontrolle durch Verlesen der Liste. Aufbewahrung der persönlichen Habe in Kästen auf der Galerie im Hof. Finanzierung durch Vermietung von Häusern (Kalverstraat 94/96/98, Neubau: 1771), Weberhäusern im Noortsche Bos (beiderseits der Vijzelgracht), dem größten Wohnbauprojekt um 1670, durch Ländereien, Steuer-Anteile, Sammlungen und aus dem Opferstock vor dem Portal.

Die Anzahl der Waisen steigt. Viele werden in Familien vermittelt. 1662 muß das Almosenväter-Waisenhaus an der Prinsengracht 436 (nach Abriß Justizpalast) 800 Kinder, 1683 schon 1300, 1811 4304 Kinder aufnehmen. Seit 1797 und vor allem seit 1811 werden sie in die Moorkolonien in Drente deportiert – gegen den Willen der Waisenväter, die zurücktreten.

Witwen-Häuser und Alten-Höfe

Verwitwete bürgerliche Frauen mit Vermögen, die in ausgeprägt christlicher Weise leben, aber nicht in ein Kloster gehen wollen, sind die Bewohner der seit dem 12. Jahrhundert in den Niederlanden entstehenden Beginen-Höfe. Im Mittelalter hat fast jede Stadt einen davon. In Belgien sind noch 38 erhalten, in den nördlichen Niederlanden lediglich zwei: in Breda und Amsterdam.

Der Beginen-Hof in Amsterdam (Begijnhof, Eingang am Spui-Platz) besteht aus großen Häusern in Privatbesitz, die bereits als Hausform zeigen, daß ihre einzeln lebenden Bewohnerinnen begütert sind. Sie bilden einen großen Innen-Hof mit kleinen Gärten – wie man im Mittelalter auch anderswo lebt. Das hölzerne Haus Begijnhof 34 ist das älteste erhaltene Wohnhaus in Amsterdam. So sieht um seine Entstehungszeit, um 1470, die ganze Stadt aus.

Schöner Wohnen für Arme:

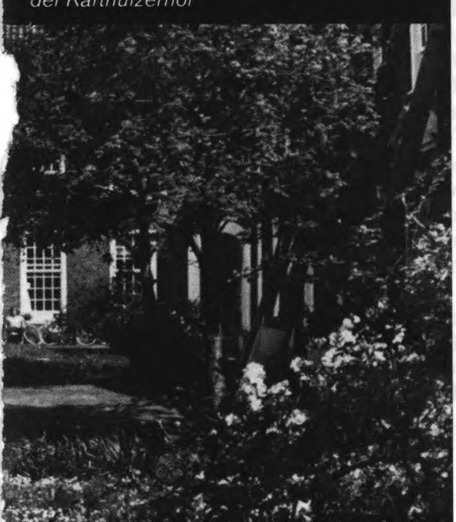


Die anderen Häuser des Hofes werden im 17./18. Jahrhundert neu gebaut.

Das Beginenleben ist eine typisch niederländische Form des Lebensverhaltens innerhalb der Religion: praktisch und auf alltagsnahe (statt klösterlich abgeschiedene) Lebenssituationen eingestellt – und auf Veränderbarkeit, denn die Beginen können, im Gegensatz zu Nonnen, den Hof wieder verlassen und heiraten. Schon sehr früh zeigen sie ein individuelles, direktes Verhältnis zu Gott (anstelle des kollektiven und über Zwischeninstanzen vermittelten klösterlichen). Luxus ist verboten. Die Beginen haben Selbstverwaltung. Typisch frühbürgerlich ist, daß sie oft selbst arbeiten. Meist am Webstuhl. Oder sie stellen Spitzen, das heißt komplizierte Luxustextilien her. Weiterhin widmen sie sich der Armenfürsorge und betreiben eine Schule.

Wohl unter dem Einfluß dieser Beginen-Höfe werden in den niederländischen Städten viele Alten-Höfe eingerichtet. In Amsterdam sind 23 erhalten.

der Karthuizerhof



Die «Hofjes» (Alten-Höfe) sind christlich-barmherzige Stiftungen reicher Kaufleute und Bankiers, vor allem von vermögenden Wiedertäufern – meist für ihre alleinstehenden altgewordenen Bediensteten, die nicht vom sozialen Netz der Großfamilie aufgefangen werden. Die alten Leute erhalten individuelle Wohnungen – meist an einem Innenhof, in dem ursprünglich kleine Gemüsegärten liegen (später erst Ziergärten) und die Pumpen für die Trinkwasser-Versorgung stehen.

Diese sehr entwickelte Form der Altersversorgung hat mit dem großen Reichtum der Reichen in Amsterdam im 17. und 18. Jahrhundert zu tun: Erst in dieser Zeit entstehen hier Hofjes. Sie verherrlichen zugleich ihre reichen «Wohltäter»: Viele besitzen ein repräsentatives Vorgebäude. Über dem Durchgang befindet sich die «Regenten-Kammer» für die Sitzungen der Stiftungsverwalter. Nach den Satzungen gibt es stets ein Bankett.

Vor allem im Drei-Grachten-Gürtel und im neuangelegten Stadtteil für die kleinen Leute, im Jordaan, legen reiche Leute Hofjes für ihre Bediensteten an. Einige von ihnen sind zugänglich, zum Beispiel: das Anslo's Hofje (1615), gestiftet von einem reichen Tuchkaufmann, und neben ihm das Claes Claesz. Hofje (1626), beide mit Zugang von der Egelantiersdwarsstraat 3; dann der Kartäuserhof für die Witwen der «verschämten» städtischen Armen in der Karthuizerstraat 121; ferner das Zon's Hofje (1765) der Friesischen Wiedertäufergemeinde an der Prinsengracht 157/73 und das größte von allen, das Dtzenhofje (1694) an der Prinsengracht 857/97. An Wohnlichkeit übertreffen sich noch heute die meisten Neubausiedlungen.



Die Volksviertel

Leben neben der Schauseite

Die Fremdenführer zeigen meist nur die Wohngebiete reicher Leute. Einer kleinen Minderheit. Sie tun so, als gäbe es keine Armen. Die Armen werden aus der Geschichte verdrängt. Warum? Geschichtsschreibung von oben? Klassenkampf von oben? Mißt sich Leben nur daran, wieviel Repräsentation einer bezahlen kann?

Die armen Leute haben keine Repräsentation gehabt. Wozu auch? Genügt die Menschlichkeit ihres Lebens nicht, um unsere Wißbegier zu wecken? Ist das Leben der Armen wirklich verschwunden? Gibt es keine Überlieferungen, Hinweise, Spuren?

Es gibt sie. Die Wohnungen der Armen haben wir bereits kennengelernt. Auch ihre Arbeitsstätten. Wie sehen ihre Viertel aus?

Stadtplanung nach Klassen

In der alten Altstadt leben die Armen und die Reichen nebeneinander. Im Laufe der Zeit ist der eine reich geworden, der andere nicht. Hausverkäufe gibt es selten. Einen Armen kann man nicht herauskaufen; und auch nicht verdrängen – im Gegensatz zu heute, wo die Baugesetzgebung dies erlaubt unter dem Vorwand der Sanierung als «Fortschritt» für die Reichen. Allerdings werden im 15. Jahrhundert immer mehr Mietshäuser gebaut, in denen nun die Armen nicht mehr sicher sind.

Was immer in Amsterdam geplant und gebaut wurde, es war und ist Katastrophen-Planung. Jede Stadterweiterung. Schon die erste 1380. Dann 1420. Immer ist der Druck der

Not da. 1568 bricht die große Katastrophe des 80jährigen Krieges herein: Vier Generationen lang herrscht ein immerwährender Kriegszustand – bis 1648. Um die immensen Flüchtlingsströme aufzufangen, erweitert sich die Stadt für ihre Zeit geradezu explosionsartig.

Mitten im Krieg – zu einer der gefährdetsten Zeiten – läßt die Stadtverwaltung ein riesiges Werk beginnen: 1593 entstehen drei künstliche Inseln östlich vor der Stadt – Uilenburg, Valkenburg und Rapenburg (zwischen Oude Schans und Valkenburgerstraat). Für die Kriegsproduktion von Schiffen. Denn das alte Werften-Viertel, die Lastage östlich vor dem Neumarkt, reicht nicht mehr aus. Es wird verlegt auf die Inseln. Und zugleich werden dort Wohnungen für die Arbeiter gebaut, die in den Schiffswerften tätig sind.

Nachdem schon 1420 eine funktionelle Stadterweiterung zwischen Oudezijds Achterburgwal und Kloveniersburgwal das neue Land gezielt den klösterlichen Trägern sozialer Einrichtungen zugeteilt hatte, wird nun erneut das Prinzip der Funktionsteilung angewandt: Es entstehen die ersten reinen Fabrik- und Arbeiter-Viertel.

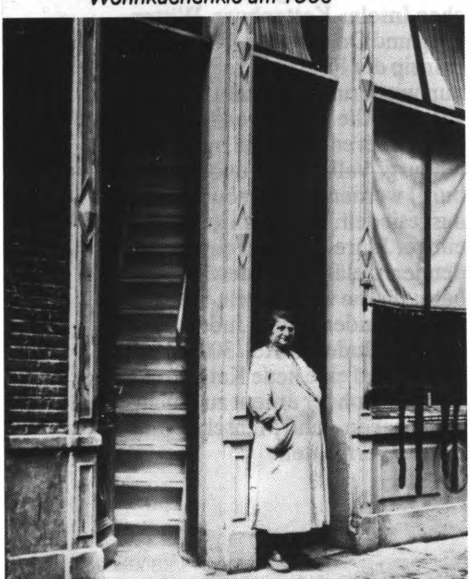
Dieses Prinzip der Funktionstrennung wird über Jahrhunderte hinweg die niederländische Stadtplanung bestimmen. Und in den zwanziger Jahren die Reform-Planungen internationaler Architekten, die sich in der Vereinigung CIAM zusammenschließen. Nicht zufällig wird der Amsterdamer Stadtplaner Cor van Eesteren ihr erster und langjähriger Präsident. Die «modernen» Gedanken haben eine alte Geschichte.

Im Rahmen der riesigen Stadterweiterung für die reichen Flüchtlinge im Drei-Grachten-Gürtel seit 1609 muß auch ein Viertel für Handwerks-Betriebe und Arbeiter angelegt werden: Westlich des Viertels der Reichen entsteht der Jordaan. Gleichzeitig entstehen die drei «westlichen Inseln»: Bickers-, Prinsen- und Realeneiland. Bodenspekulation spielt eine große Rolle. Der superreiche Stadtrat Bickers kauft gleich eine ganze Insel – in der Erwartung, dort gute Einnahmen aus dem neuen Industrie- und Arbeiter-Viertel zu ziehen. So selbstverständlich und unangefochten ist diese Art der Spekulation, daß er der Insel sogar seinen Namen gibt. Die Leute in den Vierteln werden gemosert haben, aber sie haben keine Macht, es zu ändern.

In Erwartung des Friedens von 1648 und der finanziellen Möglichkeiten, die er freisetzt, werden seit 1647 drei noch größere künstliche Inseln angelegt: die drei «östlichen Inseln» Kattenburg, Wittenburg und Oostenburg. Nach dem Prinzip der Funktionsteilung werden nun wiederum die Inseln klar zugewiesen: Alle Schiffswerften von den drei früheren östlichen Inseln (Uilenburg, Valkenburg und Rapenburg) werden auf die neuen Inseln ausgesiedelt. Natürlich im Laufe einiger Jahre. Und auf dem freiwerdenden Gelände werden Häuser gebaut: für die vielen nach Amsterdam zuströmenden armen Juden. So entsteht das Judenviertel. 300 Jahre später wird eine neue Katastrophe seine Bewohner erneut zu Flüchtlingen machen – und Menschen und Häuser vernichten.



Wohnküchenklo um 1900



Arbeitersiedlung für Weber

Die Flüchtlingsströme scheinen kein Ende zu nehmen. 1685 kommen viele protestantische Weber aus Frankreich – beste Facharbeiter. – «Andere Länder sind ganz scharf auf sie. Zum Beispiel Preußen.» – «Wir müssen sie in Amsterdam halten!» – «Aber wie? Der Jordaan ist schon völlig belegt.»

Die Stadtverwaltung ist inzwischen in der Stadtplanung, im Management und in der Finazplanung besser trainiert als jede andere in Europa. Sie holt die Bauunternehmer zusammen. Und nicht nur sie: Auch das städtische Waisenhaus in der Kalverstraat 92 soll sein Geld anlegen – im größten Wohnungsbau-Projekt dieser Zeit in Amsterdam.

1671 errichten drei Baugesellschaften (es gibt sie bereits um diese Zeit!) die Arbeiter-Siedlung Noortsche Bos hinter der Prinsengracht zu beiden Seiten der Vijzelgracht, besonders gut zu sehen in der 1 e Weteringdwarsstraat 11–43: Etwa acht Meter schmale Reihenhäuser. Keller. Eingangsflur. Wohn-Schlafraum – mit Bettschränken und Kamin. Küche – mit einem Bettschrank (!). Im Obergeschoß der Arbeitsraum für die Webstühle – mit genügend Licht. Nach beiden Seiten je drei Fenster. Im Dachspeicher Lagerraum für Materialien. Das Regenwasser wird in Tanks aufgefangen – zum Trinken, Kochen und Waschen. Der Wohnstandard ist erheblich besser als in Industriestädten des 19. Jahrhunderts.

Die Lage der arbeitenden Klassen . . .

Im 19. Jahrhundert bringen die Industrialisierung und der Kolonialhandel neue Gewerbe. Ziehen, Men-

schen an. Draußen in den Niederlanden aber sind andere Gewerbe und die Landwirtschaft nicht in der Lage, ihre Produktivkräfte in vergleichbarem Maße zu entwickeln. Daher fallen sie wirtschaftlich ab: Breite Schichten verelenden, müssen ihre Höfe, Kleinstädte und Städte verlassen und hoffen auf ein Überleben im großen und angeblich reichen Amsterdam. Das Dunkel, das hinter glänzenden Fassaden liegt, kennen die Leute kaum.

Neue Flüchtlinge füllen die Stadt, kriechen unter. Geben den Spekulanten viele Möglichkeiten, die Einheimischen und Zugereisten gleichermaßen auszuplündern – wie wir es heute noch bereichsweise bei uns, vor allem aber in Städten der Dritten Welt finden. «Wohnraum» wird geschaffen auf Dachböden, in Verschlägen, unterteilten Räumen, Kellern, Anbauten, Hütten, in rasch und schlecht hochgezogenen Häusern und Mietskasernen.

1859 leben im Jordaan, in dieser Stadt in der Stadt, über 54000 Menschen. 1879 sind es 20000 mehr. 1889 knapp 83000. Auf derselben Fläche. In derselben Anzahl von Wohnungen.

Was für Verhältnisse stehen hinter diesen dürren Zahlen? Choleraepidemien: 1832. 1837. 1855. 1866. Achtzig Prozent der Opfer stammen aus den Arbeitervierteln. Ein Drittel der Bevölkerung ist auf Fürsorge und Almosen angewiesen. 1889 hat fast die Hälfte aller Wohnungen nur ein oder zwei Zimmer. 1858 wohnen beinahe neun Prozent der Bevölkerung in Kellerwohnungen – teilweise ohne Pumpen und Toiletten. Durch Bauverfall drückt das Grundwasser herein. Dann wird der Fußboden erhöht. Aber man kann nun oft nicht mehr aufrecht stehen.



Kellerwohnung um 1900



Und es ist feucht. Zwei Drittel der Kellerwohnungen werden für unbewohnbar gehalten. – «Aber wohin dann?»

Wenig Reform, viel Spekulation

Im Auftrag König Willems III. werden 1853 die Wohnverhältnisse in Amsterdam untersucht. Das Resultat? Grausam. Was passiert? Nichts. – «Die Oberschichten haben kein In-

teresse an besseren Verhältnissen von anderen.» – «Von nichts läßt sich so gut leben wie von der Not.» – «Die Not läßt das Geschäft mit den Schwachen blühen.»

Die Stadt- und Baugeschichten erzählen uns rührende Stories von menschenfreundlichen Wohnungsbaugesellschaften. Es gibt einige. Einige wenige. Fast keine. So wenige. Machen sie die Geschichte? Sie wirken mit, ein schlechtes Gewissen zu schaffen – wenn wir sie in den Zusammenhang stellen, sie vergleichen mit der riesigen Anzahl der Spekulanten, die ihr Geld an der Wohnungsnot der bettelarmen Leute vermehren. Die Spekulanten haben die Baugeschichte gemacht. Wer beschreibt das? Die wenigen anderen Beispiele können allenfalls zeigen, daß es sehr wohl auch anders geht.

Eine Brauerei baut um 1850 vierzig mietgünstige zweigeschossige Arbeiter-Häuser für ihre Leute am Hoogte Kadijk 84/106 und 112/162. Weitere Arbeiter-Siedlungen von Fabriken entstehen in Amsterdam nicht. Die Fabrikanten sagen: «In einer großen Stadt findet sich immer etwas für die Leute.» Oder: «Es gibt genug billige Arbeitskräfte.»

1856 baut die «Vereinigung für die Bedürfnisse der Arbeiterklasse» einen großen Komplex von Arbeiterwohnungen in der Planciusstraat 8/18/Houtmanstraat 1/27. Rücken-an-Rücken-Typen. 1875: Arbeiterwohnungen in der Marnixstraat/Westerkade. Und im Bereich des ersten Großbetriebes, der Maschinenfabrik auf Oostenburg (seit 1826), in der Czaar Peterstraat 2/54/Blankertstraat 1/53.

Das liberale Wirtschaftssystem entfaltet seine Fantasie: Es entwickelt eine Finanzierungsweise, die es zum erstenmal ermöglicht, mit relativ wenig Eigenkapital in großem Stil Kredit aufzunehmen. Die Verbreitung des Hypothekenwesens vermehrt schlagartig die Zahl der kleinen und großen Spekulanten.

So legt ein Teil des Bürgertums sein Geld in Hausbesitz an, unterstützt von «Hausbesitzer-Parlamenten» (Wahlrecht nur für Hausbesitzer). Und heute? Ist der Hausbesitzer-Staat wirklich Vergangenheit?

Die Stadtmauern haben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts längst keinen militärtechnischen Sinn mehr. Auch nicht das Schußfeld. Nun kann vor dem Befestigungsring gebaut werden. 1869 dürfen die Wohnungsspekulanten mit Stadterweiterungen in größtem Stil zuschlagen. Mit dem Volksviertel De Pijp (um Ceintuurbaan/Ferdinand Bolstraat) beginnt es. Dann folgen im Westen das Kinker-Viertel (um die Kinkerstraat) und das mehr kleinbürgerliche Staatsmänner-Viertel (Staatsliedenbuurt, um die Frederik Hendrikstraat), im Osten das Oosterpark-Viertel, das Dapper-Viertel (um die Dapperstraat) und daran anschließend das Indische Viertel (östlich der Celebesstraat) mit ostindischen Straßennamen.

Das stadtplanerische Erschließungsmuster folgt dem historischen Netz der Gräben. Aber der Wasserverkehr hat nun für die neuen Stadtteile keine Bedeutung mehr: Daher werden keine Grachten mehr angelegt. Die Viertel werden wie im späten Mittelalter vollständig mit Häusern zugepackt. Mehr geht einfach zu dieser Zeit nicht drauf. Später werden unter dem Vorwand von Wohnungsreform und Fortschritt Hochhäuser erfunden. Hochgestapelt statt dicht gepackt. Woher kommt bloß der viele Sand in die Augen gutgläubiger Leute...?



Eine alte Frau im Oosterparkbuurt über die um 1900 gebauten Arbeiterwohnungen: «Die waren alle gleich mit Vorkammer, Zwischenkammer, Hinterkammer. In der Zwischenkammer war ein Alkoven. Da waren, weil es schmale Wohnungen waren, Betten drin. Und dann gab es meist ein Seitenkämmerchen. Darin konnte gerade ein Bett stehen. Und es gab eine ganz winzige Küche. Ein Teil des Oosterpark-Viertels hatte noch halbe Wohnungen, nach vorn und nach hinten. Da gab es nur eine Kammer mit Schrankbett und dann noch einen Gang, in dem ein tiefer Schrank mit einem Trockenabort war. Keine Toilette, sondern ein Trockenabort. Und dann mußten die kleinen Fässer dafür die Treppe runter und wieder rauf getragen werden.»



Ein ganz besonderes Viertel: der Jordaan

«Der Jordaan war ein schauriges, geheimnisvolles Volksviertel in Amsterdam, in dem eine Sprache gesprochen wurde, die andere Niederländer nicht verstehen konnten, wo der Alkohol reichlich floß und wo jede Familie ein Grammophon besaß, wo ungeheuer freche Kinder wohnten, die von den simpelsten Dingen des platten Landes nichts kannten, wo man von Erdnüssen, sauren Gurken, Bananen und gekochtem Schweine-Eisbein lebte» (Evert Werkman).

Wie hat sich dieses Viertel entwikkelt?

In der großen Stadterweiterung von 1609 wird die riesige Erweiterungsfläche aufgeteilt: nach genau dem Muster, wie Armut und Reichtum in der Stadt verteilt sind. Wir können noch heute diesen Spiegel der unterschiedlichen Möglichkeiten in der Gesellschaft gut erkennen. Die Reichen erhalten die Filet-Stükke: zentral neben der alten Altstadt. Kurze Wege. Jeder bekommt ein Grundstück, das sechsmal so groß ist wie die Grundfläche eines Hauses für die Armen. Und wenn man die Wohnfläche plus Garten eines reichen Hausbesitzers mit der Wohnfläche ohne Garten eines armen Mieters im neuen Jordaan-Viertel vergleicht, dann kommt ein Verhältnis von rund eins zu hundert heraus. Das dürfte wohl auch ihren unterschiedlichen Einkommen entsprochen haben.

Arme Leute sind im Drei-Grachten-Gürtel nicht mehr vorgesehen – offensichtlich bewußt. Auch die Bediensteten wohnen meist nicht im Viertel, sondern kommen morgens und gehen abends – im Unterschied zur adligen Haushaltung.

Während im vornehmen Viertel breite neue Grachten entstehen, spart die Obrigkeit im Jordaan Erschließungskosten: Das Netz der alten Wassergräben und Kanäle durch die Sumpf-Wiesen wird so weit wie möglich für die Anlage der Grachten und Straßen des neuen Stadtbereiches ausgenutzt. Der Jordaan erhält nur wenige Grachten. Das heißt: Die Verkehrs-Infrastruktur wird erheblich schlechter angelegt als im vornehmen Drei-Grachten-Gürtel.

Spekulation und Schmutzbetriebe

Die Reichen hatten die Bodenspekulation aus ihrem Viertel erfolgreich weitergeschoben. Der Jordaan hat sie nun. Und wie sich die Spekulanten dort schadlos halten! Sie sparen an allen Ecken und Enden an eigener Leistung, fassen aber scharf zu, wo sich das Volk ausmelken läßt. Natürlich hat das Ausnehmen dort ein Ende, wo nichts mehr zu holen ist. Aber das dauert lange. Wenn die Armen nicht mehr die Miete bezahlen können, dann müssen sie zusammenrücken. Damit das Haus mehr Mieter aufnehmen kann und der Hausbesitzer auf seinen erhofften Gewinn kommt.

Bautechnisch wird gespart: keine Sandschicht, schlechte Fundamente, dünne Mauern, schlechtes Material. Oft sind die Wände feucht, regnet es durch. Krankheiten wie Rheumatismus und Schwindsucht grassieren. Später, um 1965, werden die Spekulanten mit Hilfe der sozialdemokratischen Stadtregierung aus der schlechten Bausubstanz das Argument für den geplanten Kahlschlag ziehen.

Der Jordaan ist für seine Zeit un-



Schlecht gebaut und dicht bevölkert

geheuer groß: rund zwei Kilometer lang und fünfhundert Meter breit – doppelt so ausgedehnt wie die Altstädte von Maastricht und Groningen zusammen. Die Stadt verkauft im Jordaan etwa tausend Grundstücke. An den 15 wichtigen Ost-West-Straßen werden Handwerksbetriebe und Mittelschichten-Bewohner angesiedelt, an den Nebenstraßen und Gassen sowie in den Hinterhöfen Arbeiter und Bedienstete, das heißt arme Leute. Die Hierarchie der Schichten läßt sich bis in die Details ablesen. Die Bloemgracht wird die Herengracht des Viertels genannt: Dort wohnen die reichsten Leute.

Die ersten Bewohner des neuen Stadtteils, der zunächst nur trocken «das neue Werk» heißt, sind Flüchtlinge. Gastarbeiter von damals. Sie stammen aus Frankreich und den südlichen Niederlanden, aus England und Deutschland. Ihre Heimatstädte heißen Artois, Rijssel, Valenciennes, Antwerpen, Rouen, Tournhout, Brüssel, Nancy, Lyon und Paris. Kaum jemand spricht niederländisch. Das Viertel ist ein Sprachen-Babylon. Französisch hört man am meisten.

Im Süden entstehen zwei Gewerbegebiete: In der Gegend um die Raamstraat stehen die Gestelle der Leinenweber und Färber, die dort ihre Tücher zum Trocknen aufhängen. Auch die Bloemstraat, die ursprünglich Weberstraße heißt, ist eine Webergegend. Nördlich schließt sich der Bereich der Gerber an (Looiersgracht, Oude Looiersstraat, 1 e, 2 e und 3 e Looiersdwarsstraat, Elandsgracht, Elandsstraat). Die Töpfer sitzen am Pottebakkerspad (Rozenstraat).

Während die Reichen im Drei-Grachten-Gürtel sich – durchaus

vernünftig – die ungesunden, stinkenden und lärmreichen Gewerbe vom Hals halten, werden sie im Jordaan systematisch angelegt (zum Beispiel Gerbereien). Hinzu kommen Gewerbe, die zuvor wild vor den Mauern gesiedelt hatten. Sie werden nicht von den Wohnungen getrennt, sondern mitten zwischen sie hineingesetzt, oft in die Hinterhöfe, die aus Spekulationsgründen zugebaut werden. Wie sehr es oft stinkt, drücken volkstümliche und selbst offizielle Namen aus: zum Beispiel Elendsstinkgraben.
Erst später, um 1930, werden fortschrittliche Stadtplaner auf Entflechtung drängen, unter anderem der Amsterdamer Coi van Eesteren, der maßgeblich bei der «Charta von Athen» – dem Urmanifest aller modernen Stadtplanung – mitwirkt. Andere aber werden auch die sinnvolle Verbindung von Wohnen und Arbeit zerstören...

Die weiteren Straßen des Jordaan erhalten Namen von Blumen, Bäumen und Tieren. Nach einer Legende leitet sich der Name Jordaan vom französischen Wort Jardin, Garten, ab. (Es gibt auch eine Tuinstraat = Gartenstraße). Vorher heißt der Stadtteil «das neue Werk».

Was die Reichen im Drei-Grachten-Gürtel als Realität erhalten, nämlich eine seinerzeit unvergleichliche «Verschwendung» städtischen Landes für Gärten, bekommen die Armen im Jordaan nur als Illusion: in Form von Straßennamen. Denn dichter kann man einen Stadtteil zu dieser Zeit kaum zubauen.

Die von der Obrigkeit verliehenen Namen sind wohl ein Zugeständnis an die Wünsche und Phantasien der Bewohner. Unter den konkreten Verhältnissen der Armut geben sich wahrscheinlich viele Leute große Mühe, Blumen zu ziehen, die kleinsten Winkel zu nutzen. Um 1970 beginnen in den ärmeren Bereichen der Altstadt junge Leute, sich einen Flecken Erde vor der Haustür zu erobern: Sie nehmen einige Pflastersteine heraus und pflanzen dort Blumen an. Als «kleine Eroberung». Inzwischen sind viele Straßen Amsterdams grün geworden. Gärten in der dicht zugebauten Stadt.

Das schielende Auge des Gesetzes

«Hast du gesehen, wie genau die Obrigkeit im Drei-Grachten-Viertel darauf achtet, daß keiner die Bauordnung übertritt?» – «»Klar, sonst sackt das Prestige des vornehmen Viertels. Spekulation schadet dem Ansehen des reichen Viertels, aber bei den Armen ist sie anscheinend erlaubt.» – Obwohl die Bauordnung verbietet, Grundstücke zu teilen, werden schon um 1650 viele Höfe im Jordaan mit Werkstätten zugebaut. Obwohl die Anlage von Passagen, das heißt von Durchgängen zu den Höfen, und das Errichten von Hinterhäusern verboten ist, gibt es 1772 allein in fünf Straßenkarrees zwischen der Palmstraat und der Goudsbloemstraat 120 Gänge mit Hinterhäusern. Wer die Macht hat, kann die Gesetze ungestraft übertreten. Viel Boden und viele Häuser gehören manchmal einem einzigen reichen Besitzer, der die Leute ausnimmt wie die Hühner.

Als im 19. Jahrhundert die große Flucht vom Land kommt, schielt das Auge des Gesetzes noch schlimmer. 1863 gibt es im Jordaan 927 Hinterhof-«Gänge» mit 1690 Häusern, in denen 3795 Familien wohnen. Hier liegt die Sterberate um siebzig Prozent höher als im Amsterdamer Durchschnitt.


Das Amsterdamsche Lied

Was erfahren wir über die Leiden des Volkes? Wer überliefert ihre grimmigen Diskussionen! Wer schreibt die Poesie ihrer Flüche auf? Wer übersetzt die Klagelieder der Kinder in Noten?

Eigenleben bis heute

Das reiche Drei-Grachten-Viertel ist auf das Stadtzentrum orientiert: Seine Grachten verlaufen in räumlicher und symbolischer Übereinstimmung mit dem historischen Stadtkern. Der Jordaan hat keinerlei Orientierung. Auch kein Zentrum. Nichts Repräsentatives. – «Wozu auch?», sagt wohl die Stadtverwaltung. – «Wozu auch?» – sagen wohl auch die Leute. Ausnahmsweise sind sie sich einig, wenn auch aus völlig unterschiedlichen Gründen.

Den Jordaanern ist das recht. «Wir sind wir.» – «Wir sind Jordaaner.» – «Wir haben unser Eigenleben.» – «Wir haben sogar unsere eigene Sprache.» Ein Fall von Volksliedern entsteht im Jordaan.

Malereien und Fotos zeigen, daß sich ein großer Teil des Lebens über lange Zeiten hinweg auf der Straße abspielt. Geselligkeit ist noch heute ein Kennzeichen der Jordaaner. Die meisten Bewohner einer Straße kennen sich. Es sind handfeste und spaßige Leute. Bei gutem Wetter sieht man alte Leute draußen in Gruppen beisammen stehen. Andere sitzen vor der Tür. Die Straße ist das Wohnzimmer. Manche holen Tisch und Stühle raus. Essen drauf. Die Nachbarn dazu. Noch heute. Gelegentlich wird eine Hochzeit auf der Straße gefeiert. In vielen Kneipen kann man die Jordaaner noch quer durchs Jahr erleben. Im *Twee Zwantje* an der Prinsengracht und anderswo singen sie noch immer jeden Abend ihre eigenen Lieder.

Auf dem Norder-Markt steht ein Standbild für zwei populäre Figuren des Volksviertels; für das Fräulein Pieterse und den Jungen Femke – literarische Gestalten von Multatuli, dem im 19. Jahrhundert lebenden, sozialkritischen Schriftsteller Eduard Dowes Dekker. In seinem Roman «Die Geschichte von Wouterje Pieterse» beschreibt er die Wohnverhältnisse. Das soziale Leben und die Sprache im Jordaan.

Wie der Jordaan haben auch die sechzig anderen Viertel der Altstadt ihr Eigenleben und ihr Viertel-Bewußtsein. Ein Indiz: Am Ende des 18. Jahrhunderts gibt es achtzehn verschiedene Dialekte. Diese Tradition des Lebens in Vierteln setzt sich auch später fort.



Der Preis urbanen Wohnens

In den sechziger Jahren schlagen die Spekulanten zu. Diesmal sind es keine kleinen Firmen, sondern Konzerne mit seriöser Aufmachung, kultivierten Büros, Managern. Sie entdecken: In einem zentral gelegenen Stadtbereich läßt sich mit hohen Häusern für Büros viel mehr verdienen als mit Wohnungen in kleinen alten Häusern. – «Was sagt die sozialdemokratische Stadtregierung?» – «Wenn Umsätze gemacht werden, finden die Jungs jeden Plan gut.» – «Aber ihre Leute werden aus dem Viertel rausgeworfen.» – «Erstens war das immer ein unsicheres Pflaster. Undisziplinierte Leute. Mit Neigung zur Anarchie. Für bürokratische Sozialdemokratie hatten sie nie viel übrig. Mehr für Sozialisten wie Domela Nieuwenhuis.» – «Zweitens?» – «Zweitens denken die Sozialdemokraten gar nicht an die konkreten Leute, sondern an Wirtschaftsabläufe . . .» – «Also Konjunktur als Knochenmühle für die eigenen Leute?» – «Drittens sind die Sozialdemokraten Leute, die für die Trostpflästerchen zuständig sind.» – «Hör auf!» – «Viertens: Soll denn die Traumstadt der Sozialdemokraten – Bijlmermeer – leerstehen?» – «Mein Gott! Noch was?» – «Fünftens werden durch den Jordaan riesig breite neue Straßen gebaut. Damit der Verkehr zum Bahnhof zügig läuft . . .»

Die große Stadtzerstörung im Jor-

daan mußte abgeblasen werden – die Widerstände waren zu groß. Aber nach der Salamitaktik fliegen arme und alte Leute heraus. Wenn die Häuser saniert werden, werden oft die Mieten zu teuer. Dann ziehen andere ein – mit mehr Einkommen. «Vom alten Jordaan ist vieles gestorben. Ja früher . . .», sagt eine alte Frau. «Ich bin noch ein waschechter Jordaaner», betont ein Lkw-Fahrer. «Tausende von Menschen sind vertrieben worden – zuerst durch das Verkommenlassen, dann bei den Abrissen und nun durch die Modernisierungen.» – «Du mußt Angst haben, daß der Jordaan kein Nobel-Viertel wird.» – «Für viele Leute wird es chic, im Jordaan zu wohnen. Spekulanten vertreiben die armen alten Leute und bauen Apartments für Reiche.» – «Dieses Geldpack beutet hier die Atmosphäre aus – bis sie nicht mehr da ist.»

Die Probleme der Stadterhaltung schwelen auch im Jordaan. Als es dem Viertel ganz dreckig ging, damals, vor dem großen Kahlschlag, haben Intellektuelle, Künstler und Studenten, die in den Jordaan einsickerten, mitgeholfen, die Gegenwehr zu organisieren. Ohne diese Hilfe stände das Viertel heute total in Ruinen. Intellektuelle, Künstler und Studenten haben die Kultur des alten Jordaan angereichert.

Die Kehrseite und das nächste Problem, wofür sie nicht verantwortlich sind: Spekulanten nutzen das neue Prestige des Jordaan und münzen es in Geld um. Bürgerinitiativen kämpfen gegen diese «Gentrifikation», gegen die Aufnobelung des Stadtviertels. Die Obrigkeit verhält sich lau: zwischen den Fronten als schwankendes Rohr im Wind, je nachdem, von wo er stärker bläst. Sie hat keine wirkliche Sozialpolitik der Stadterhaltung entwickelt, hält nur einige Pflästerchen bereit.

«Was wird aus unserem Jordaan?» fragt die alte Frau. «Die Boutike von Amsterdam», höhnt jemand und schickt einen derben Jordaaner Fluch hinterher. «Komm uns nochmal besichtigen, bevor niemand von uns mehr da ist.»



Stadtzerstörung und Katastrophenpläne



Der Umbau und Ausbau Amsterdams

In Napoleonischer Zeit wird das großbürgerliche Rathaus zum Palast. Sein Insasse, Ludwig Napoleon, will seine Aussicht aus dem Fenster «verbessern». Er befiehlt 1808 den Abriß der «niederen», bürgerlichen Stadtwaage, die in vielen gemalten Darstellungen des Dam-Platzes ein Symbol ist. Weitere Abrisse folgen. Der Platz wird allmählich dreimal so groß wie zuvor – ein Aufmarschplatz.

Damit die neue Börse einen monumentalen Vorplatz erhält, werden 1841 die «niederen» Fischweiber mit ihren toten Fischen, die der König nur zubereitet gern hat, wegverlegt – in das Volksviertel an der Geldersekade.

«Früher hat sich alles vertragen: Da haben die Regenten in den Hinterhöfen ihrer Häuser am Damrak ihre Seifensiedereien zum Himmel stinken lassen. Heute stinkt's den Herren, wenn sie unterm Palast eine Marktfrau sehen.»

So wie die Leute in Amsterdam über Jahrhunderte hinweg lebten, wie sie die Öffentlichkeit ihrer Stadt nutzten, wie ihre Maler das Leben malten, hatten sie sich um die irdischen Dinge gekümmert und nicht

um das «Erhabene», wie es an den feudalen Höfen Europas sichtbar ist. Nun beginnt das «Erhabene», Amsterdam zu zerstören...

Nicht mehr die Marktfrauen, sondern Standbilder besetzen nun die Plätze. Ausgerechnet Rembrandt, der in seiner Malerei bewußt, durchgreifend, demonstrativ und verachtend Monumentalität und feudale Repräsentation entfernt hatte, wird 1876 wie ein feudaler Fürst auf einen hohen Sockel gesetzt – auf dem Buttermarkt, der nun Rembrandtsplein genannt wird.

Später, um 1960, wird der Häuserspekulant Maup Caransa die Umgebung des «Fürsten» Rembrandt aufkaufen. Und nicht nur sie. Er wird unter anderem die Jodenbreestraat, gegenüber dem Rembrandt-Haus mit seinem «Maupoleum» verschlimmbessern.

Kapitalistische Stadt-Besetzer

Um 1900 wird die alte Altstadt wie ein Stück Vieh verteilt. Das Großkapital besetzt alle auffälligen «strategischen» Punkte mit seinen Demonstrationsbauten.

Am Haupt-Platz, dem Dam, werden lediglich die Staatsdenkmäler erhalten: der königliche Palast, obwohl in bester Lauflage für ein Kaufhaus, und die Neue Kirche. Wie übersehen steht von den alten Bauten sonst nur noch ein kleines Haus (Nr. 11; 1727). Rundherum: Platz-Besetzer. Keine Polizei verjagt sie. Kein Gesetz bedroht sie. Ein Nobel-Hotel, ein Kaufhaus, eine Versicherung stellen sich auf – sie zeigen in ihrer Massigkeit, in der Höhe, in respektfordernden Fassaden, daß sie denselben Rang wie das alte Stadtsymbol, das Rathaus, einnehmen. Sie zeigen, daß sie gemeinsam regieren. Der eine mit Hilfe des anderen. Und der andere mit Hilfe des einen.

Ein Kahlschlagprogramm durchsetzt um 1900 die Stadt. Man kann an den Besetzungspunkten von Großkapital und staatlichen Institutionen, die sich staatsabsolutistisch aufführen, entlanggehen. Der Bau des Zentral-Bahnhofs (1889) macht Schluß mit der Lage Amsterdams an der See. Dann das Victoria-Hotel (Damrak 15/Prins Hendrikkade 47). Westlich daneben die Niederländisch-Königliche Handelsgesellschaft (Prins Hendrikkade 33). Ein riesiges schwarzes Bürohaus (Damrak 28/30; um 1910). Nicht zu vergessen die Börse (Damrak 40/62; 1897/1903): Dafür wurde die Amstel vernichtet. Die Effektenbörse (1912/14) zerstört 26 Häuser (Beursplein 5/9).

Dem Dam-Platz folgt die riesenlange Amsterdam-Rotterdamse Bank (Rokin 43/51): Sie trägt ihr Wappen mit Krone wie ein Staatswappen – keine Behörde widerspricht dieser Gleichsetzung von Staat und Kapitalinteresse. Das Archäologische Museum (Rokin 127). Das Hotel Europa (Nieuwe Doelenstraat 2/4/Oude Turfmarkt). Dahinter will die Niederländische Bank 1956 eine neue City bauen. Gegenüber das Kaufhaus Vroom & Dreesmann (Rokin 166). Und gegenüber dem Münzgebäude an der Vijzelstraat 2/18 das riesige Hotel Charlton. Eine Kette von Imperialisten in der Altstadt.

Auch der noble Drei-Grachten-Gürtel bleibt nicht verschont.

Um 1900 ermöglichen die neuen Verkehrsmittel vielen reichen Leuten, sich weit vor der Stadt Villen zu bauen – wie Landadlige. Im Gooi und im Kennemerland. Zugleich verbreitet sich das Aktienwesen mit der Folge, daß viele Kapitalien fu-

sionieren. Viele Reiche verkaufen ihren Handel oder ihre Fabrik. Dies alles erklärt, warum ein großer Teil der vornehmen Häuser im Drei-Grachten-Gürtel ihre Besitzer wechselt: Meist kaufen Banken, Versicherungen und große Handelsgesellschaften sie auf. Abrisse. Brutale Neubauten. Heiße Diskussionen. Abwehrversuche.

Zerstörung durch Verkehr

Um 1880: Pferde-Trams. Zunahme des Wagenverkehrs. Größere Schiffe. Viele Grachten werden nicht instandgehalten. Stinken erbärmlich. Honoratioren veranlassen, daß sie zugeworfen werden – für eine Verkehrsachse zum Bahnhof: Spui, Nieuwezijds Voorburgwal, Martelaarsgracht. Die Spuistraat dahinter wird gleich mitzerstört. Die ganze Neue Seite verliert ihre Grachten. Noch in den fünfziger Jahren wird geplant, alle Grachten zuzuschütten – für den Auto-Verkehr. Aus einer ziemlich schmalen Straße wird von 1935 bis 1980 (!) eine Wallstreet gemacht: die Weesperstraat/Wibautstraat. Durch totalen Kahlschlag. Das Bau-Ergebnis: Austauschbar gegen den leeren Monumentalismus vieler Metropolen der Welt. – «Davon kann ich mir als kleiner Mann nichts abbeißen.» – «Das höhere Wohl – ich sehe es nicht.» – «Banken und Versicherungen können genausogut am Stadtrand stehen – sie arbeiten ja ohnehin nur über den Schreibtisch.»

Dann die Zerstörung des Neumarkt-Viertels durch den Bau der Metro. Zwanzig Jahre lang. Die Nationalsozialisten hatten hier 1941 das Judenviertel um den Waterlooplein durch Deportation entvölkert. Im Hungerwinter 1944 waren die Am-



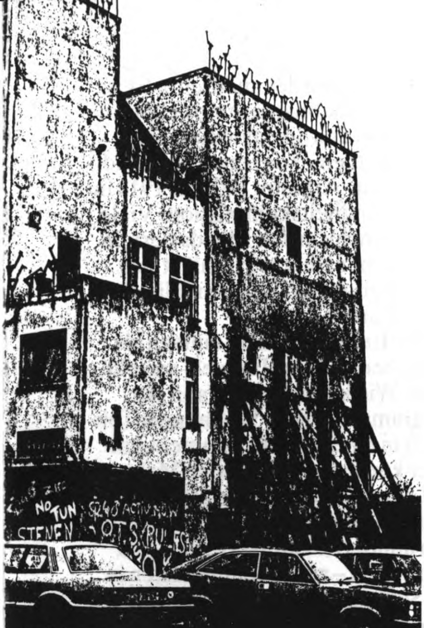
Die Klagemauer am letzten Haus

sterdamer gezwungen, viele der leerstehenden Häuser auszuschlachten – bis zum Einsturz.

Die «Klagemauer» des letzten – gekrakten – Hauses auf dem Waterlooplein erinnert bis 1981 daran, daß es anschließend keine Überlegung gibt, mit dem Judenviertel respektvoll umzugehen. Es wird der Spekulation und der Stadtplanung übergeben – die Ergebnisse können besichtigt werden.

Kahlschlag-Phantasien

In den sechziger Jahren hat die Stadtplanung vor, ganz Amsterdam zu «erneuern» – nur einige «Traditionsinseln» sollen stehen bleiben. – «Nicht zu halten.» – «Kostet zu viel.» – «Eine Stadt kann man nicht unter die Käseglocke stellen.» – «Die Stadt muß leben.» – «Die Stadt ist kein Museum.» – So lauten die



auf dem Waterlooplein

Sprüche der großen Koalition der Stadtzerstörer, die sich genausowenig um die Wohnbevölkerung scheren wie um Kultur und die aufgesammelten Erfahrungen der Geschichte.

Eine Vielzahl von Bürgerinitiativen nimmt gegen die zynischen Besetzer der gesamten Stadt den Kampf auf. Kein Viertel bleibt ohne Bürgerinitiative. Haus um Haus ist oft umkämpft – bis heute. Stadtviertel des Bürgerkrieges: der Frederiksplein (umstrittener Bank-Palast), Häuser in der Prins-Hendrikkade, der Bereich um die Kattenburgerstraat, der Neumarkt-Bereich, die Jodenbreestraat, das Gebiet um den Waterlooplein, um die Weesperstraat, das Oosterpark-Viertel, das Dapper-Viertel um den Dapperplein, das Indische Viertel hinter der Celebesstraat, das Pijp-Viertel um die Ceintuurbaan, viele Häuser im Drei-Grachten-Gürtel, der gesamte Jordaan, vor allem die Rozengracht, und die drei westlichen Inseln um die Bickersgracht. Mehr davon im Kapitel über Bürgerinitiativen.

Vom mühsamen Gang des Fortschritts

1896 setzen – unter dem Druck der Sozialisten – radikale Liberale das Erbpachtsystem durch und beginnen, eine aktive Politik des Bodeneinkaufs (Vorratspolitik) zu betreiben.

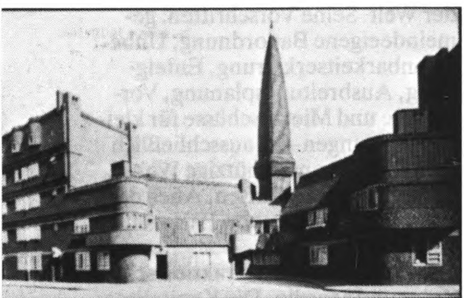
Auf Druck von vielen Seiten hin wird 1901 ein Wohnungsgesetz angenommen. Es ist das fortschrittlichste der Welt. Seine Vorschriften: gemeindeeigene Bauordnung, Unbewohnbarkeitserklärung, Enteignung, Ausbreitungsplanung, Vorschüsse und Mietzuschüsse für kleine Wohnungen – an ausschließlich dafür tätige gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften. Auch das Gesundheitsgesetz von 1901 zielt auf den Wohnungsbau.

Die Hausbesitzer-Fraktion schreit Zeter und Mordio. Die Kapitalinteressen unterlaufen das schöne Gesetz. Die Regierung dreht es herunter: Sie hält Ausführungsvorschriften und Finanzen zurück und ändert nach 1923 wichtige Punkte – eine Strategie des Unterlaufens, mit der sich bis heute Bürgerinitiativen auseinandersetzen müssen.

Vor 1914 geschieht wenig: 1902 Wohnungsaufsicht. 1905 gesetzliches Verbot der Bettschrank-Wohnzimmer. 1907 Sanierungsbeginn im Uilenberg-Viertel und Bau von Ersatzwohnungen im Transvaal-Viertel für die ärmste jüdische Bevölkerung. Sanierung zwischen Willemstraat, Brouwersgracht und Palmgracht. Einige frühe Wohnbauten von gemeinnützigen Gesellschaften:

Genossenschaftswohnungen «Rochdale» Van Beuningenstraat 143/57, 183/213, 170/98 unter Mitbestimmung der Bewohner – ein einzig dastehendes und bleibendes Beispiel; Wohnblöcke in der Tasmanstraat 17/91 und in der Roggeveenstraat 69/103 im Spaarndammer-Viertel; Arbeiterhäuser in der Transvaalstraat 95/143, am Ringdijk 22/83 und am Van Beuningen Plein 2/108, 75/131.

Bei viel gutem Willen bleiben es kleine Maßnahmen in einer riesigen Stadt. Wenn man sich dort umschaut, ist die Not geblieben. Wo immer man hinsieht: Not. Not. Eine


Palazzo für Proletarier: Spaarndammerbuurt

allgegenwärtige, ständige Katastrophe, die den Alltag der armen Leute prägt.

Ein Jahrhundertplan

1914 wird heftig diskutiert, ob nun zum erstenmal auf den freigewordenen Posten des Beigeordneten für Volkswohnungsbau ein Sozialdemokrat kommen darf. Naserümpfen. Empörung. «Doch kein Sozialdemokrat . . .!» Dann wird's einer: Dr. Florentius Marinus Wibaut (1859–1936). Als Holzhändler hatte er es zu Reichtum gebracht. 1897 sagt er: «Ich halte es nicht mehr aus, das Leben auf Kosten der anderen.» Er ist finanziell unabhängig und geht in die Politik, zu den Sozialdemokraten. Kommt als einer der ersten ins Stadtparlament. Arbeitet 1907 bis 1914 in der Gesundheitskommission. Viele Hausbesuche in den Elendsvierteln. Trotz seiner Herkunft schlägt sich Wibaut zum marxistischen Flügel seiner Partei.

Wer Ereignisse nicht einfach als «Geschenke vom Himmel» ansieht, fragt: Wie kann dieser Mann ein Programm für 8300 Wohnungen (bis 1923) in einem Stadtparlament mit einer konservativ-liberalen Mehrheit durchsetzen? Das größte und fortschrittlichste Programm unseres Jahrhunderts. Ein Werk, das – bei aller Kritik – zum bedeutendsten in der Sozialgeschichte der Architektur gehört.

Das Protokoll der zweitägigen Parlaments-Sitzung gibt Aufschluß über typisch niederländische Verhaltensweisen. Eine Riesen-Polemik. Aber zugleich gibt es durch alle Fraktionen hindurch Sacharbeit. Und persönliche Stellungnahmen an Stelle von Fraktionszwängen. Konkrete eigene Erfahrungen und moralische Gründe spielen neben den Sachargumenten eine wichtige Rolle – daher stimmen auch einige Konservative und Liberale dem sozialdemokratischen Wohnungsplan zu. Der erzkonservative Finanz-Beigeordnete De Vries: Die Hafenerweiterung sei teurer gewesen. Das Defizit für den Wohnungsplan sei so hoch wie die Ausgaben für die Straßenbeleuchtung. Gerechterweise müsse man zustimmen.

Im Kranz um die Spekulationsviertel des 19. Jahrhunderts herum entstehen bis 1928: das Mittelschichten- und Arbeiterviertel Amsterdam Süd um die Vrijheids-, Churchill- und

Apollolaan, die Arbeiterhäuser um die Tellegenstraat, Henriette Ronnerplein, Smaragdstraat, Holendrechtstraat das Spaarndammer Viertel für Arbeiter an der Oostzaanstraat, Zaan Hof und Spaarndammer Plantsoen, das Indische Viertel für Arbeiter hinter der Celebesstraat, das Transvaal-Viertel für Arbeiter um die Kraaipanstraat, das Gartendorf für Arbeiter in Watergraafsmeer um den Brink, das Mittelschichtenviertel um den Mercatorplein / Hoofdweg.

Weil das Land außerhalb der Stadt billiger ist, werden zwischen 1917 und 1926 nun auch auf der Nordseite des Ij im Waterland – jenseits des Bahnhofes – fünf sehr große Arbeiter-Siedlungen gebaut. Gartendörfer nach dem Vorbild der englischen Gartenstädte: Gartendorf Buiksloterham um die van der Pekstraat, Gartendorf Nieuwendammerham südlich des Adelaarsweg, Vogeldorf um den Vogelplein (Übergangswohnungen), Gartendorf Oostzaan um den Meteorenweg, Gartendorf Nieuwendam um den Purmerweg.

1921, als 20000 Wohnungen fehlen, wird Wibaut Beigeordneter für Finanzen und Gemeindebetriebe und De Miranda Baudezernent (bis 1938). Die wichtigsten städtischen Ressorts sind also in sozialdemokratischer Hand. Arie Keppler (1876–1941), ein Mann mit einem praktisch-ethischen Sozialismus (er nennt sich Marxist), leitet seit 1915 die städtische Wohnungsabteilung. Als er 1937 pensioniert wird, hat die Gemeinde 36000 Arbeiterwohnungen gebaut. Jedoch: Die Wohnungsnot ist noch nicht verschwunden.

Niederländischer Pluralismus, genauer die «Versäulung der Gesellschaft», drückt sich in einer Aussage Kepplers aus: «Das typische Nieuwendammerham ist entstanden: mit seinen katholischen, christlichen, roten, neutralen und kommunistischen Baublöcken, friedlich und fröhlich beisammen und im Sommer in Blumen- und Rosenpracht.»

Amsterdam wird für Stadtplaner, Architekten und Sozialreformer aus ganz Europa zur Pilgerstätte des «Volkswohnungsbaues». Aber es gibt auch Kritik: «Ihr müßt den Arbeiter nicht väterlich-erzieherisch lehren, wo er die Lampe hinzuhängen, den Tisch und den Schrank hinzustellen hat.» – «Was soll denn das:

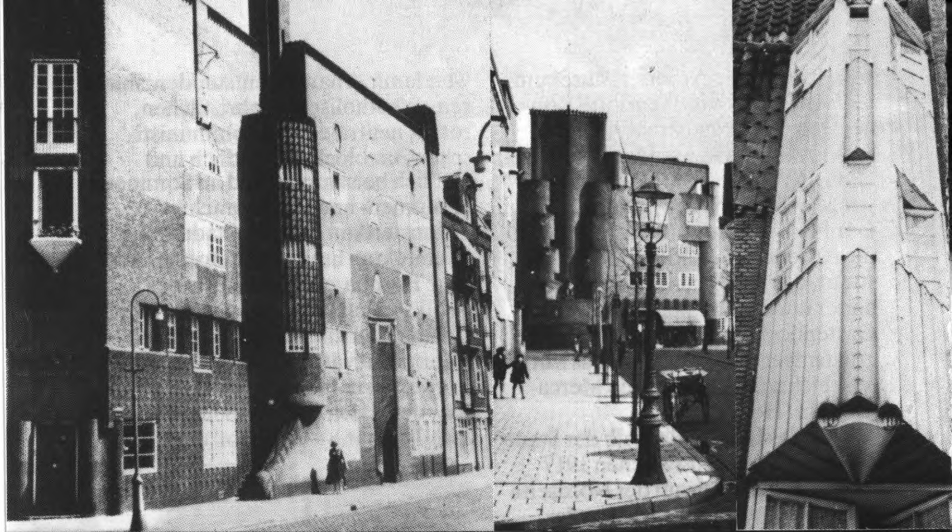


Arbeiterhäuschen im Grünen: Oostzaan

Küchen verkleinern, damit die Leute nicht mehr wie früher hier beisammen sitzen?» – «Fensterbänke werden höher gelegt, damit die Leute abends nicht mehr in den Fenstern liegen und nach draußen schauen, sondern den Blick nach innen richten und ihre eigene Wohnung genießen – so sagt der Architekt-Theoretiker Wijdeveld.

Amsterdamer Schule gegen Neue Sachlichkeit

Mit dem Wohnungsprogramm von Wibaut verbinden sich die Architekten der ‹Amsterdamer Schule› (de Klerk, Kramer, van der Mey, van



Geil im Detail: Bauten der Amsterdamer Schule

Epen, van der Pek). Sie geben ihren Bauten gestalterischen Ausdruck – machen sie geradezu zu vergrößerten Werken der Bildhauerei.

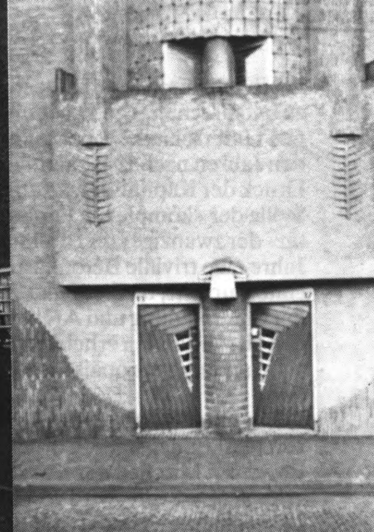
Ihre Merkmale findet man überall in Amsterdam – bis hin zu Brückengittern (Bantammerbrug Geldersekade/Stormsteeg) und öffentlichen Toiletten (vor dem Stadthaus am Oudezijds Voorburgwal 197). Einerseits: Großförmigkeit, Monumentalität, oft erschreckende Mächtigkeit, die an dumpfes Gebirge denken läßt. Andererseits: sehr kleinteilige Details, Zierrat, wie Backsteinornamente, mit überraschenden Einfällen, ausgeprägte scharfe oder runde Ecken, viele Erker, Eingänge, Fenster, gebogene Giebel, Fensterbänder, Türmchen, Durchgänge, Tore, verzierte Hausnummern, Geländer, Schmiedeeisen, Skulpturen. – Nicht das einzelne Haus, sondern die gesamte Straße ist ihnen wichtig.

Die Ästhetik der Arbeiterviertel – Wohnblöcke als schöne Monumente – wird von mehreren Seiten her heftig angegriffen. Auch von Sozialdemokraten im Parlament: «Höhere Kosten!» – Wibaut verteidigt sich vehement: Auch Arbeitern stehe Würde und Kunst zu. Die Architekten haben zwar mit der «alten Welt» gebrochen, aber sie schaffen immer noch die Monumentalität von Palästen. Müssen sich die Unterdrückten die Paläste aneignen, um selbstbewußt zu werden? Sind sie ihre eigenen Herren – oder Teilnehmer einer paternalistischen Wohlfahrt?

In der Künstergruppe ‹De Stijl› (van Doesburg, Oud, van t'Hoff, van Eesteren, Wils, Rietveld) wird seit 1917 diskutiert, daß Nützlichkeit auch schön sei. Einer neuen Sachlichkeit wenden sich van Loghem, Greiner und Stam zu.

Nicht Monumentalität und pathetischer Ausdruck von Wänden stehhen im Mittelpunkt, sondern die Menschen selbst. Eine Revolution. Sie gestalten die Wände zurückhaltend – neutral, damit Räumliches wichtiger wird. Architektur als Büh-



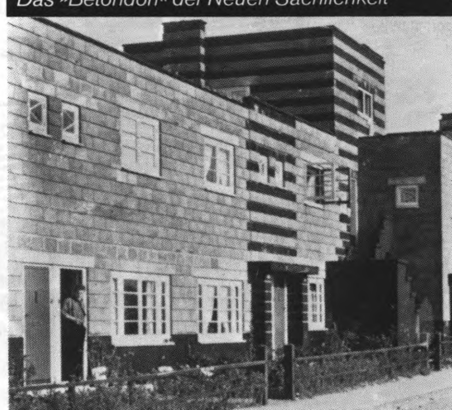


ne: Szenerie für die normale, unpathetische Erscheinung der konkreten Menschen. Offenheit. Einsehbarkeit. Öffentlichkeit. Durch weit geöffnete Wände. Mit viel Glas. Aufbrechen der Ecken des Gebäudes. Scheibenflächen. Ineinander fließende Räume. Die Avantgarde knüpft hier wieder an uralte niederländische Lebensweisen an (siehe: Alltag auf der Straße). Menschlicher Maßstab. Kleinmaßstäblichkeit. Selbstbewußtsein von jedermann – ob arm, ob reich. Öffnung zur Natur – aber nicht zu einer mystisch begriffenen Umwelt, sondern zu einer verstehbaren. Bedürfnisse sind komplex und müssen komplex erfüllt werden.

Die wichtigste Planung dieser «komplexen Funktionalisten» entsteht 1923 bis 1928 auf dem Gelände im Stadtteil Watergrafsmeer, eines 1630 trockengelegten Sees (Polder): die Gartenvorstadt Watergraafsmeer um den Brink (Greiner). Der Volksmund nennt sie das «Betondorp». Neunhundert Wohnungen in zehn verschiedenen Betonbau-Systemen.

Ein Teil der Auseinandersetzungen zwischen den Architekenschulen ist für uns heute kaum nachvollziehbar – ein Streit um des Kaisers Bart, um Randerscheinungen. Im Grundbereich haben sie viel Gemeinsames: die in den Niederlanden weit entwickelte (und für alle selbstverständliche) Einsicht in menschliche Lebensvorgänge sowie die Mü-

Kühl der Stil:
Das »Betondorf« der Neuen Sachlichkeit



he, ihnen durch sorgfältige Planung zu entsprechen. Die Ergebnisse zeigen Unterschiede. Aber selbst in den Jahren nach 1945, als unter dem Druck der Kapitalverwertung an die Stelle der «komplexen Funktionalität» der zwanziger und dreißiger Jahre eine triviale Betonkasten-Architektur tritt, bleibt oft das Niveau der Stadtplanung und Architektur in den Niederlanden erheblich höher als in anderen europäischen Ländern.

Ein Hauptvertreter des komplexen Funktionalismus, Cornelis van Eesteren, Mitglied der Künstlergruppe «De Stijl», wird von 1929 bis 1959 – 30 Jahre lang – leitender Architekt in der Abteilung Stadtentwicklung der Stadtverwaltung. In der internationalen Architekten-Vereinigung C.I.A.M. spielt er als Präsident (von 1930 bis 1947) eine Vermittlerrolle zwischen der deutschen Fraktion (Gropius) und der französischen (Le Corbusier). Der unter seiner Leitung ausgearbeitete Allgemeine Ausbreitungsplan von 1931/34 versucht, die wilde Entwicklung der Stadt zu lenken: durch eine Planung für westliche Gartenvororte und für Buitenveldert (zwischen 1951 und 1970 gebaut).

In den fünfziger und sechziger Jahren versagt die Landesplanung: Sie ist nicht in der Lage, der Entleerung des weiten Landes und der Konzentration von Industrie und Dienstleistungen im Ballungsgebiet von Rotterdam bis Amsterdam entgegenzusteuern. Die Folge ist ein neuer Flüchtlingsstrom – mitten im Frieden, aber im Kampf um das wirtschaftliche Überleben. Wiederum läuft Amsterdam über. Wohnungsnot. Geschäft für Spekulanten. In al-

Langer Jammer in Bijlmermeer



ler Eile werden riesige Vorstädte mit Hochhäusern hochgezogen.

Die total durchgeplanten Wohngebäude ohne jede eigene Gestaltungsmöglichkeit sind Ausdruck des Versorgungsstaates, der den Individuen eine gewisse Wohlfahrt zukommen läßt (meist als gut disponiertes Geschäft für Kapitalinvestoren), aber den Menschen keine eigene Möglichkeit zubilligt – außer die Wohnungen mit Konsum anzufüllen. Dies entspricht der Pseudodemokratie, in der die «Repräsentanten» die Mündigkeit der Bürger ersetzen.

«In Bijlmermeer singt die Nachtigall»

Bijlmermeer! Wo immer jemand in den Niederlanden dieses Stichwort nennt, etwa im Zug, werden die Leute ernst oder wütend. 1966 wird südlich von Amsterdam eine «Stadt der Zukunft» geplant. Für 120000 Menschen. Eine Großstadt. Im Sumpf. Ein gigantisches Unternehmen – «interessant» für alle großen Baulöwen der Niederlande. Hochindustrialisiertes Bauen. «Es lohnt sich erst bei acht Geschossen», schwindelt die Bauindustrie.

Die sozialdemokratische Stadtverwaltung stellt das Modell jahrelang stolz in der Börse am Damrak aus: als Kunstwerk. Die Besucher sehen die neue Stadt wie aus der Einflugschneise des nahen Flughafens Schiphol, wie aus 3000 Metern Höhe: die Stadt als Ornament. Wie ein abstraktes Gemälde des Künstlers Piet Mondrian. Die geometrischen Felder des gemalten Bildes sind klein – die Geometrie von 900 Hektar Bijlmermeer ist gewaltig: riesige Lindwürmer aus Beton, die die Leu-



te später als «geisterhaft», «gespenstisch», «leer», «Science Fiction» erleben. Sie finden sich selbst nur als Füllmaterial wieder – wie in feudalabsolutistischen Anlagen oder in staatsabsolutistischen Silos neuer Städte um Paris oder Berlin.

Auf eine hohe Hauswand in der St. Anthoniesbreestraat im abrißbedrohten Neumarkt-Viertel schreiben die Bürgerinitiative und Künstler: «Sind Sie auch einer von den 160000 Menschen, die binnen kurzem aus der Stadt müssen? Oder wohnen Sie bereits in Bijlmermeer, Purmerend oder Almere?»

Die Frage trifft den Kern des Mechanismus: Damit Banken, Versicherungen, Büros, Spekulanten die Wohnbevölkerung aus der Stadt verdrängen können, um höhere Gewinne aus dem innerstädtischen Boden herauszuholen, muß die Sozialdemokratie in der Einöde vor der Stadt für Auffangstellungen sorgen. Mit denen dann wiederum dieselben Konzerne ein riesiges Geschäft machen, die die Leute aus der Innenstadt vertrieben haben.

Als die ersten Klötze im trockengelegten Sumpf stehen, reiben sich alle die Augen ... Die Illusion der Traumstadt zerplatzt. Nicht die Betroffenen werden hier saniert, sondern Kapitalanleger und Baufirmen.

«Warum wohnen Sie in Bijlmermeer?» – «Weil ich sonst keine Wohnung finde.»

Was gibt es schon da draußen? Eine Drive-in-Stadt mit Hochstraßen sowie Autobahnen. Direkt daran angehängt: Hochgaragen – für jeden Mieter. Nachts ist es höllisch gefährlich, vor allem für Frauen, durch die dunklen Parkhäuser über lange brückenartige Stege zu den Hochhäusern zu laufen, dort weitere 200 Meter in einsamen verglasten Erschließungsfluren zu den Aufzügen – bis man oben über lange offene Laubengänge nach dieser angsteinflößenden Science-Fiction-Szenerie die Tür des warmen Nestes der Wohnung hinter sich abschließen kann. Nur auf das Innenleben zurückverwiesen. Abgekapselt. Ohne jegliche Spur von Öffentlichkeit. Als Entschädigung für die äußere Unbill nur aufgehäufter Konsum.



Was nutzen die großen Fenster nach draußen: Man blickt in ein gigantisches Betonrund, in einen riesigen Kessel, sieht kaum einen Menschen. Man schaut tief nach unten auf das einförmig graugrüne, undurchdringliche Buschwerk, das dort – «pflegekostengünstig» – vor sich hinwuchert. In der Mitte: eine kleine Wasserfläche. Drumherum ein Spazierweg. Meist unbenutzt – eine einsame Szenerie. Kinder kann man kaum herunterschicken. Für einen selbst ist es zu langweilig. Oder gefährlich – weil unkontrolliert. Die Pflanzen- und Tierwelt mag es freuen: Angeblich wächst dort eine stu-



dam

Simon Berndsen

pende Ökologie.
Ein Vogelparadies.
Ein Urwald zwischen Silos
für Menschen.

Die Obrigkeit läßt Künstler anrücken: Mit Farben sollen sie kaschieren. Verbessern. Doch was immer sie tun – mit gutem oder ironischem Willen – es gerät zur Verstärkung des Absurden: die riesige blaue Schlange auf einer Hochgarage. Oder die Malereien in den endlos langen Erschließungsfluren der Gebäude. Kunst am Bau spiegelt dort Einsamkeit, Halluzinationen im Leeren, Mondlandschaften ...

Ein weiteres Symbol: Die erste Kirche in Bijlmermeer wird unter der Hochgarage von Gliphoeve gebaut.

Die Problemfamilien häufen sich. Vor allem die Registrierten. Denn die Bürokratie, die sich nicht gerne Arbeit macht, kann hier bequem einweisen. Sie kümmert sich wenig darum, wer die Folge-Probleme hat. Unterkunft für viele, die woanders schwierig eine Bleibe finden. Die Kriminalität wächst. Der Strich ... Wieviele werden durch die Verhältnisse zu Problem-Familien? Zu lauten und leisen?

Die «Regierenden des weißen Vaterlandes der Besitzenden» haben in Bijlmermeer auch einen großen Teil ihrer Kolonialopfer untergebracht: Molukker, Surinamer. Im Lindwurm hinter der Garage Gliphoeve bilden sie inzwischen die Mehrheit der Bewohner. Was die Herren kolonial angerichtet haben, fällt nun im Innern des Landes auf sie zurück – und trifft den Teil der Bevölkerung, der von der Ausplünderung der Kolonien am wenigsten profitiert hat.

Vielen Leuten gelingt es, rasch

wieder aus Bijlmermeer wegzuziehen. Bijlmermeer als Durchgangslager. An ihrer Stelle werden neue «Problem-Fälle» eingewiesen. Was die Probleme weiter verschärft ...

Die Katastrophen-Planung ist zur Katastrophe geraten.

Nun wird auch durchschaubar, was Planung ist, wenn sie das Verwertungsinteresse des Großen Geldes besser kennt als die Menschen. Wenn ihr die Macht mehr gilt, als die Bedürfnisse eines kleinen Kindes. Wenn sie global denkt statt konkret etwas zu wissen. Wenn sie Menschen unterbringt, statt ihre komplexen Probleme lösen zu helfen.

Bijlmermeer zeigt den Widerspruch der zivilisatorischen Katastrophe: die Entfaltung der Produktivkräfte ohne feine soziale Zielsetzungen. Einerseits: Mehr Lohn, das heißt größere Konsumfähigkeit als jemals zuvor in der Geschichte. Eine größere Wohnung als zuvor – prima. Mehr Ausstattung. Ein Auto. Eine Stereoanlage. Platten ... Andererseits: Alles wird eng kanalisiert – in den Innenraum, in die Wohnung, in die Innerlichkeit. Einsamkeit bei hohem Konsum. Außenprobleme werden abgeschnitten. Verkürzt zu Gettos. Kinder ins Getto Kinderspielplatz! Alte ins Getto Altenheim! Kontakt ins Getto Kleinfamilie und Kommunikationszentrum (wenn's überhaußt eins gibt). Die Welt verkümmert zum Verkehrsweg zwischen Wohnung und Arbeitsplatz: die Kabine des Autos ... die Hochstraße ... das Parkhaus. Ersatz für die Welt: das Fernsehen. – «Der viereckige Onkel erzählt dir, wie die Großen unsere Welt betrachten und was du zu tun und zu glauben hast – gewürzt mit Kiki, damit du nicht zum Nachdenken kommst.»

Die Katastrophen-Planung des Staates erweist sich als Minimal Art – als die Kunst, nur noch das Geringste zu tun. Planung als Reduktion. Fortschritt? Oder die obrigkeitliche Erfindung der Primitivität?

Einzig die Katastrophe der Wohnungsnot erzwingt, daß die Wohnungen von Bijlmermeer vermietet werden können und nicht leerstehen. Der Staat sorgt dafür, daß die Katastrophe verewigt wird: einerseits durch den Schutz für die Spekulation, andererseits dadurch, daß Angebote wie Bijlmermeer die Katastrophe in anderer Form erneuern. Da möchte man das große Chile-Bild einer Malergruppe auf einer Hochgaragen-Wand auch auf die Leiden der Bewohner beziehen.

Erschrecken. Ein landesweiter Aufschrei gegen die Unverantwortlichen. Gegen die «höhere Weisheit», die die «Weisheit der Höheren» ist. «Was ist das für ein Allgemeinwohl, in dem mein Wohl nicht drin ist?» (Walter Bunsmann). Proteste. Hoher Leerstand. Reparaturversuche ohne viel Wirkung. Warten wir auf die Hochhaus-Sprengung wie in St. Louis?

Gegenbewegungen

Nachdenken über die Altstadterhaltung. Die drei Richtungen von Bürgerinitiativen intensivieren den Protest und die Aktionen. Erstens: mehr Denkmalschutz für die Altstadt! Denkmalschutz als Sozialschutz! Zweitens: kein Flächenkahlschlag mehr! Drittens: Kraken von leerstehenden Wohnungen, mit denen per Abriß oder als Luxuswohnung oder als Bürofläche spekuliert wird!

Stichworte elektrisieren: Erlebbarkeit und Kleinmaßstäblichkeit.

In neuen Baugebieten zeigen sich positive Auswirkungen.

Alltag und Politik





Szenen aus dem gewöhnlichen Leben

Wie fühlt man sich in einer anderen Stadt? Eigentlich ist man nur aus Verlegenheit Tourist, aus Mangel an Gelegenheit, am Alltag teilzunehmen. «Ich hab mir eine Fahrkarte gekauft und bin hingefahren. Aber ich kenne hier niemanden.» «Ich stell mich an die Ecke und schau mir die Leute an. Aber viel sehe ich dabei nicht. Lieber möchte ich in einer Familie mitbekommen, wie sich das Leben dort abspielt.» Wer ein wenig darüber weiß, wie Amsterdamer leben, wird leichter Kontakt zu ihnen finden.

Drinnen und Draußen

Das ganz normale Leben. Wer darauf achtet, merkt schnell, daß es viele Unterschiede gibt zu dem Land, aus dem man kommt. Angefangen beim Wohnen. Zwar sind die Mietwohnungen nicht größer als bei uns, aber sie sehen anders aus. Weniger weil die Architekten es so wollten, sondern weil die Leute etwas anders leben. Das hat sich selbst in den Sozialblocks erhalten. Manche Zimmer sind viel kleiner als bei uns, aber das große Wohnzimmer darf auch von den Kindern zum Spielen benutzt werden. Und zwischen Küche und Wohnzimmer oder sogar zwischen Wohnzimmer und Schlafzimmer gibt es eine Glaswand. Der Vorhang ist meist zur Seite gezogen – man glaubt, in einem großen Raum zu sein.

Die Leute verschanzen sich in aller Regel nicht vor dem Nachbarn und der Außenwelt. Die meisten Wohnungen haben große Fenster – und die Bewohner ziehen die Gardinen oft auch abends nicht zu. Das Privatleben findet auch vor Augen der Öffentlichkeit statt. Das ist eine fast noch mittelalterliche Gepflo-

genheit, die der puritanische Calvinismus verstärkt hat: Anständige Leute haben nichts zu verbergen.

Rückzugsfeld der Familie ist der Schlafzimmer-Bereich. In einem großen Teil der Wohnungen, auch häufig in Sozialblocks, liegt er im Geschoß über dem Wohnzimmer und der Küche. Als Haus im Haus.

Was mit der Offenheit innerhalb der Wohnung und nach draußen beginnt, setzt sich durchs Viertel bis in die Bürgerinitiativen fort, von denen es Hunderte gibt – als Nachbarschafts-Gruppen, Nachbarschafts-Vereinigungen, Verbesserungs-Gruppen und und. Selbst auf Viertel der gehobenen Mittelschicht hat das übergegriffen. Viele Leute treffen sich von Zeit zu Zeit, haben oft – in alter Nachbarschaftstradition, von der Gemeinde finanziert – ihr eigenes Nachbarschaftshaus (buurthuis oder wijkhuis), helfen sich ein bißchen gegenseitig, vor allem aber Alten, Kranken und Kindern. Hier mehr, dort weniger.

Außen und Innen sind weitaus weniger getrennt als in Deutschland. Und dies, obwohl jede Familie ihren Familiensinn häufig geradezu kultisch betreibt. Aber in der Regel geht es in den Familien toleranter zu als im Nachbarland. Denn seit Jahrhunderten ist die Kindererziehung relativ frei – zum Erstaunen und sogar Entsetzen ausländischer Besucher. Die Frechheit Amsterdamer Kinder ist stets sprichwörtlich gewesen. Sie schafft Selbstbewußtsein, das sich im öffentlichen Bereich in Zivilcourage umsetzt, vor allem innerhalb von Bürgeraktionen, an denen mehr Menschen teilnehmen als irgendwo sonst in der Welt. So hängen Haus und Straße zusammen.

Rund ums Haus: Das Viertel

Kaum eine Stadt Europas hat eine Fülle von so unterschiedlichen Vierteln wie Amsterdam. Das trägt wesentlich zu seiner Atmosphäre bei. Es erhöht die Identifikation der Viertel-Bewohner und hält die Neugier für die eigene Stadt wach. Natürlich sind diese Viertel weder per Zufall noch durch den Willen von Stadtplanern (denen das eher mißfällt) entstanden.

Da gibt es das ganz alte Amsterdam in der Altstadt – mit Grachten, alten Giebelhäusern, Kellereingängen, Kellervorbauten, Außentreppen, oft mit Sitzbänken und meist mit hohen Fenstern. Innerhalb der Altstadt gibt es Viertel für reiche und Viertel für arme Leute: zum Beispiel den Drei-Grachten-Gürtel oder den Jordaan. Nur noch Erinnerung ist das Juden-Viertel. Das meiste haben die Nazis zerstört. Weiteres die Stadtverwaltung. Rembrandt hat gemalt, was sich vor seinem Haus in der Jodenbreestraat abspielte. Jetzt steht dort die kalte Pracht des Maupoleums, Maup Caransas Spekulationspalast. Östlich von dieser Brutalo-Architektur findet man den kargen Rest vom Juden-Viertel – aber mit anderen Leuten. Wie in den meisten europäischen Altstädten ist die Bevölkerung untypisch geworden: Teils vom Kommerz vertrieben, oft aber vom Aufstiegsprestige veranlaßt, haben viele ihre traditionelle Heimat verlassen – dafür sind Studenten, Intellektuelle, vermögende ältere Leute eingezogen. Und mit ihnen eine breite Palette der Freizeitbetriebsamkeit.

Rund um die Altstadt gibt es einen breiten Gürtel mit Mietshäusern für arme Leute: das Kinker-Viertel um



Grünbesetzer

die Kinkerstraat und das Pijp-Viertel um die Flinckstraat, um nur zwei zu nennen. Sehr lebendige Viertel, in denen sich Gott und die Welt eingenistet haben – auch Familien aus vielen Ländern und Kontinenten, mit allen Problemen und manchen Möglichkeiten. Eine vielnationale Gesellschaft. Wo die menschlichen Beziehungen sich gut entwickelten, findet man ein bißchen Sozialismus – von den Leuten selbst gestrickt. Wo es danebengeht: Rassismus und unterschwelligen Faschismus.

Das kleinbürgerliche Staatsmännerviertel (Staatsliedenbuurt) mit den großen (Straßen-)Namen wurde von oben zum Problemviertel gemacht: Hierhin wird seit einigen Jahren allerlei abgedrängt, unter anderem ein Teil der Drogenszene. Hausbesetzer und Bewohner wehren sich heftig. Im Spaarndammer-Viertel im Westen wohnen die Familien handfester Hafenarbeiter. Auf den Plätzen, oft zu Spielanlagen umfunktioniert, geht es lebhaft zu. Das Viertel ist fast eine Stadt in der Stadt. Auch das Dapper-Viertel an der anderen Seite von Amsterdam. Die Bewohner haben ein ausgeprägtes Bewußtsein für ihr Revier, für ihre Kneipen, Plätze, Märkte. Wenn ein Beamter vom Rathaus kommt, bauen sich Tante Rosa und Onkel Hein öfters mit wenig artigen Sprüchen vor ihm auf und erklären unmißverständlich, wer hier draußen Herr im Haus ist.

Lange Zeit wurden die Familien, die die Stadtverwaltung nicht mochte, über das Wasser des Ij hinweg nach Amsterdam-Nord abgeschoben. Eine Art Amsterdamer Apartheid. Heute haben sich die Verhältnisse «normalisiert». Aber in vielen Köpfen spuken noch die Vorurteile. Und abgeschoben wird immer noch in die berühmt-berüchtigte Retortenstadt Bijlmermeer im Südosten: «Problemfamilien», Altstadtvertriebene und Kolonialopfer «wandern» hierhin.

Wer die Atmosphäre und das Kolorit eines gewachsenen Viertels kennenlernen will, der muß sich mit Ompje Joop oder sonst jemandem anfreunden. Die alten Leute sind die Geschichtsbücher ihres Stadtquartiers. In den Kneipen erfährt man, wo die Originale sich aufhalten.

Im Museumsviertel (Museeumsbuurt) wohnen reiche Leute. Man sieht es weniger als in anderen Städten. Sichtbarer wird der Reichtum um den ersten und lange Zeit einzi-

gen Park Amsterdams, den Vondelpark. Natur war immer teuer. Reiche Leute kaufen sie sich. Im Süden Amsterdams, um die Apollolaan, inszenierte die Stadtplanung die Kulisse für das gehobene Bürgertum: viel Grün, Sauberkeit, gepflegtes, weniger öffentliches, formelleres Ansehen. Kneipen haben hier Seltenheitswert.

Dem Jordaan, dem Neumarkt- und dem Oosterpark-Viertel sieht man an, daß sie schwer angeschlagen sind. Im Hausbesitzer-Staat haben nicht der Zahn der Zeit, sondern unterlassene Instandhaltung, die hemmungslose Ausplünderung der «Mietobjekte» (mit «Mietsubjekten»?) und die Spekulation zugeschlagen. Vor allem im Jordaan nutzten Bewohner und Künstler viele Lücken: als Spielplätze, Bolzplätze, Gärten mit öffentlichem Federvieh oder für Wandmalereien. Keine heile Welt. Widerstandshandlungen und erkämpfte Freiheit mitten in der Unfreiheit werden hier sinnlich erfahrbar.

Zurück zur Natur

In Amsterdam trifft man auf Grün, wo man es kaum erwartet. Auf den Dächern alter Häuser, vor allem im Jordaan, auf Wohnbooten, in Abrißlücken wächst es wild durcheinander: Gras (solches und solches), Klettergewächse, Nutz- und Zierpflanzen. Dazwischen oft Ställe mit Kleinvieh, mitunter auch angepflockte Ziegen. Auf Bickerseiland ist daraus sogar eine Art Tiergarten geworden. Das alles ist für die Amsterdamer mehr als nur Dekoration. Sie sind ihren bäuerlichen Wurzeln näher geblieben als andere Großstädter – Natur ist für sie ein ganz vitales Bedürfnis. Daraus gewann anfangs auch die Ökologie-Bewegung ihren Antrieb: Sie verstärkte die Wut über das verlorene Grün zum Nachdenken über die ständige Beschneidung des Lebens.

Um die Natur ist eine Art Bürgerkrieg entbrannt. Wenn Verwaltungen und Privatleute Bäume fällen und Grünflächen vernichten wollen, tun sich unter Garantie Anwohner zusammen, um für die Erhaltung zu kämpfen. Und wo das Grün vernichtet wurde, versuchen sie, Flächen, Flecken und Nischen zurückzuerobern, um dort Blumen, Büsche und Bäume wachsen zu lassen.

Auch in Amsterdam verbietet die Obrigkeit, das Pflaster von Straße

Drinnen und draußen



und Bürgersteig für persönliche Zwecke zu entfernen. Dennoch sind vor den Häusern tausend winzige Gärtchen aus dem Sand gewachsen, der unter dem Pflaster liegt. Mit den Protestbewegungen in den sechziger Jahren begann es: Einige Bewohner fingen vor ihrer Haustür an, die Welt zu verändern. Andere taten es ihnen nach, sicherten die «kleine Eroberung» mit Mobiliar und Tonnen gegen den Auto-Terror – solange, bis die Behörden resignierten. Und heute grünt und blüht es gerade in den Vierteln, die sonst kein Grün besitzen.

Locker wohnen

In Amsterdam fallen sie nicht mehr auf, weil es sie zu Zehntausenden gibt: junge Leute mit eigenen Lebensweisen, die man ihnen und ihren Wohnungen ansehen kann. Längst sind es nicht mehr nur Studenten, sondern Leute mit den unterschiedlichsten Jobs in Fabriken, Handel, Büros, Ämtern.

Sie haben ihre eigene Weise zu leben – und lassen sie auch einsehbar werden. Die Schieberahmen der großen Fenster, die man zum Öffnen nach oben drückt, lassen zu, daß man hinter Glas oft auf mehreren Holzborden wahre Ausstellungen an Pflanzen und Krimskrams veranstalten kann – stets absichtslos, sich selbst überlassen, mit einer Lässigkeit, die sich durch die Zimmer der Wohnung hindurchzieht.

Oft sind es Wohngemeinschaften, die sich so eingerichtet haben. Denn daß man einfach ein Zimmer suchen und finden könnte, ist angesichts der Wohnungsnot Illusion. Da kriecht häufig der eine beim anderen unter – was das Leben in vieler Hinsicht sozial und lustvoll macht. Großzügig wie es zugeht, mit weniger Anspruch belastet als anderswo, klappt das meist recht gut. Wer sich die Mühe macht, in Amsterdam Leute kennenzulernen, am besten, indem er auch etwas Niederländisch lernt, braucht kein teures Hotel mehr und ist immer bei Menschen mit freierer Lebensart. Daß das nicht «gemütlich» heißt, sondern «gesellig», macht den Unterschied.

Das entwickeltste Vergnügen dieser Lebensart ist das Wohnschiff. Wer auf dem Schiff wohnt, ist inzwischen ein guter Handwerker geworden, meist ein All-round-Könner, für mehrere Berufe tauglich. Er hat seine Lehre fürs Leben – oft sein ganzes Leben lang. Denn ein Boot ist ein Abenteuer-Spielplatz für die ganze Familie: Auf ihm gibt es nicht nur Notwendigkeiten, sondern auch die ständige Lust, noch etwas weiterzubasteln, umzubauen, auszubauen, einen Einfall zu verwirklichen, den Leuten am Ufer einen Spaß zu bieten.

Im Sommer wird das Wohnzimmer aufs Deck verlagert – neben Hühnern und Enten, Fahrrädern, Kisten und Kästen, Gerümpel aller Art. Oder gelegentlich aufs Land. Clevere Wohnboot-Leute haben dort oft den Autos ihre Besatzungsplätze abgejagt – wie die Bewohner vieler Straßen: mit Barrikaden aus bepflanzten Tonnen, in die sie Blumen, Autoreifen, Fahrradständern und selbstgezimmerten Bänken.

In keiner anderen Form von Wohnung lebt man auf Dauer so unfertig und mit offenen Möglichkeiten zu ständiger Selbstverwirklichung und Veränderung.

Die sozialen Netze, die die Wohnboot-Besitzer untereinander, mit Nachbarn auf dem Festland und mit einem Anhang an Sympathisanten


auch in der Schule zu. Nicht zufällig
die Wirtschaft auch die Arbeitskraft



Wohngemeinschaft auf holländisch

verbinden, kann der Tourist nur erkennen, wenn er zum ausländischen Ehrenmitglied ernannt wird. Dann ist er kein Tourist mehr. Was könnte einem Besseres widerfahren, als von dieser Freiheit wenigstens als Freund von Zeit zu Zeit einen Abschnitt mitzuerleben?

Alt und jung

«Hart arbeiten, vorankommen und kein Geschwätz» war die Devise vieler Eltern, als der Wirtschaftsboom sich in den fünfziger und sechziger Jahren entfaltete. Zunächst waren die Rollen verteilt: Vater arbeitete, Mutter machte den Haushalt. Als die Wirtschaft auch die Arbeitskraft der Frauen benötigte, geriet das Rollengefüge durcheinander – und die Rollen glichen sich an. Als mit den Provos und Kaboutern neue Lebensweisen aufkamen, nutzten viele junge Leute die Möglichkeiten größerer Freiheit – zwar unter tausend Schwierigkeiten, aber mit Perspektiven für ein eigenes, anderes Leben. Im allgemeinen sind die Eltern für die Ansichten ihrer Kinder zugänglicher als in der BRD. Viele sagen, daß sie auch etwas von ihren Söhnen und Töchtern gelernt haben. Die Konflikte drehen sich weniger um Links oder Rechts als um Ordentlichkeit und Lässigkeit. Also um die zwei Seelen des Landes, die in Amsterdam besonders deutlich nebeneinander sichtbar sind. Einerseits: Regelmäßigkeit des Tagesablaufes, ja des ganzen Lebens, sauber, ordentlich, gediegen, dabei anderen gegenüber keineswegs kleinlich und auch nicht aggressiv. Andererseits: lässig-fröhliches Improvisieren – sichtbar im Verhalten und an tausend kleinen Dingen.

Entspannter als bei uns geht es auch in der Schule zu. Nicht zufällig haben die Niederlande die meisten Montessori- und Waldorf-Schulen Europas. Beide Schultypen setzen großes Vertrauen in die Eigenentwicklung der Schüler. Die Montessori-Schule ist weithin fast so verbreitet wie die normale Schule. Alle Schulen sind seit jeher so gut wie Ganztags-Schulen: mit Unterricht



Arbeitslos, aber nicht einfallslos

am Vor- und Nachmittag. Die Grundschule dauert sechs Jahre (in Deutschland haben die Konservativen das stets abgelehnt). Alle Schultypen sind relativ gegeneinander durchlässig – bieten also Spätstartern immer noch einige Chancen.

Was die SPD unter Brandt vorbereitete und unter Schmidt in die Schublade legte, ist in den Niederlanden längst verwirklicht: Jan und Piet bekommen eine Lehre. Jedermann hat bis 16 Jahre eine Lehrpflicht. Wenn man sich ihr nicht selbst durch Tricks entzieht, dann ist staatlich vorgesorgt, daß es mit der Lehrstelle auch klappt. Drei Tage Betrieb, zwei Tage Schule. Wenn Jan und Piet fertig sind, haben sie den Facharbeiter-Brief. Das garantiert ihnen zwar noch keinen Job – die Jugendarbeitslosigkeit ist ähnlich hoch wie bei uns – gibt ihnen aber bessere Möglichkeiten, etwas Praktisches zu tun, beispielsweise in besetzten Häusern.

Viele Jugendliche ziehen früh aus dem Haus. Um eigene Erfahrungen zu machen. Wegen der Wohnungsnot ist das nicht einfach. Gegen die Wohnungsnot entwickeln Tausende ein starkes Selbstbewußtsein – als Instandbesetzer. Ob ein Kraker das bewußt will oder nicht, niemals in der Geschichte haben die Söhne des Volkes sich gezwungenermaßen so intensiv mit dem Schlachten heiliger Kühe der Nation befassen müssen wie heute.

Die Konjunkturkrise mit ihren Rationalisierungen hat Amsterdam tief getroffen. Offen gibt der Bürgermeister zu, daß in der wirtschaftlich stärksten Stadt des Landes mehr nichterwerbstätige Menschen als «Erwerbspersonen» leben: neben den Rentnern und konjunkturbedingten Frührentnern eine außerordentlich große Zahl von Arbeitslosen (über 20 Prozent); darunter besonders viele Jugendliche. Zwei Drittel aller jungen Leute aus Kolonialfamilien haben keine Arbeit. Diese hoffnungslos erscheinende Arbeitslosigkeit schafft neben den unmittelbaren Problemen weitere: kleine und große Kriminalität, Drogenabhängigkeit, Rassismus.



Macht erregt Verdacht
Regieren und Reagieren

Wie wird regiert in den Niederlanden? Da gibt es zum einen das, was auf dem Papier steht. Und dann das, was tatsächlich in der Praxis getrieben wird.

Kaum ein europäisches Land scheint widersprüchlicher als die Niederlande. Riesige Erfolge und größte Mißerfolge von Bürgerinitiativen stehen nebeneinander. Eine Obrigkeit, die weniger Obrigkeit ist als anderswo und doch gelegentlich Panzer gegen Kraker auffahren läßt. Dienstverweigernde Polizisten und angemaßtes Standrecht. Moral und Brutalität. Kaum ein Land ist vielfältiger und dadurch schwieriger zu begreifen als die Niederlande.

Das System des Regierens – auf dem Papier

Was sagt die Verfassung? Die Niederlande haben eine repräsentative Demokratie mit zwei Parlamenten in Den Haag. Die Erste Kammer, eine Art Bundesrat, bilden die delegierten Vertreter der zehn Provinzregierungen. Amtszeit sechs Jahre. Die Zweite Kammer ist das Reichsparlament, gebildet aus direkt gewählten Abgeordneten. Amtszeit vier Jahre.

Nach einer langen konservativen Regierungsperiode erhielten die Sozialdemokraten (PvdA) 1973 in einer Koalition mit den Christdemo-



kraten eine Chance. Dann bildete sich 1977 wieder eine konservative Regierung von CDA (Christlich-Demokratischer Appell) und rechtsliberaler VVD (Volkspartei für Freiheit und Demokratie). 1981 kam es zu einer erneuten großen Koalition zwischen der führenden Christdemokratie, den Liberalen (D'66) und Sozialdemokraten. Die folgenden konservativ-liberalen Regierungen lösten sich vom Konsens und betrieben eine kompromißlose Durchsetzungspolitik.

Im Prinzip dagegen, in der Praxis dafür – Die Krone

Die Niederlande waren seit dem Befreiungskrieg gegen die spanische Krone (1581) die erste bürgerliche Republik Nordeuropas. Als andere begannen, ihre Könige abzuschaffen, haben die Niederländer 1813 einen König erhalten.

Die Spottgeburten an Monarchen mit ihren Hof-Skandalen prangerte der Sozialistenführer Ferdinand Domela Nieuwenhuis besonders scharf an. Dafür ging er wegen Majestätsbeleidigung in den Knast – nachdem im Mai 1885 auf vielen Mauern ein ironisches Plakat erschienen war: Proklamation! König Willem III erklärt seine Abdankung. Er verzichtet auf «alles, was aus dem Schweiß und Blut der Arbeiter auf uns (den König) und unsere verdorbene Hofhaltung herabtropfte». Alle Beschlüsse und Ernennungen sind hinfällig, um der «Familienregierung unserer Freundchen ein Ende

zu setzen». Der König preist das Volk, das so langmütig war, das alles so unvorstellbar lange erduldet hat.

Der Versuch der Sozialisten, im November 1918 die Revolution auszurufen, die auch das Ende der Monarchie sein sollte, mißglückte gründlich. Kaum jemand war vorbereitet. Und das Bürgertum hatte das Land «gründlich besetzt» (Antonio Gramsci). Erst als die Sozialdemokraten sich 1939 öffentlich für die konstitutionelle Monarchie erklärten, durften sie ein bißchen Regierungsverantwortung mitübernehmen.

Zu sagen hat die Königin nahezu nichts, denn verantwortlich sind die Minister. Sie darf bei Gesetzen zusammen mit ihrem Staatsrat, dem sie vorsitzt, ein bißchen die Gesetzgebung (nicht die Regierung) mitberaten. Ein Ausschuß des Staatsrates nimmt auch die Funktionen eines obersten Verwaltungsgerichtes wahr.

Viele behaupten, der Monarch würde nur deshalb nicht weggejagt, weil es ihn kaum gäbe. Das ist sicher etwas übertrieben, aber auch nicht ganz falsch. Und auch die Kronenträger selbst verkörpern oft nicht den strengen Konservatismus, wie man ihn aus anderen Königshäusern kennt. So rief die Königin Wilhelmina, autoritär-royalistisch eingestellt, von London aus zum Widerstand gegen die Nazis auf. Alle ihre Kinder schickte sie auf normale Schulen. Ihre Tochter, Königin Juliana, gab sich weithin bürgerlich und hatte sogar versteckte pazifistische Neigungen. Und eine ihrer Töchter, Prinzessin Irene, gilt als links, feministisch und friedensbewegt.

Ein typisches Beispiel für die Einstellung der Niederländer gegenüber der Krone: Als 1977 der Juso-Kongreß in seinem Grundsatzprogramm mit knapper Mehrheit beschloß, sich ein gewähltes Staatsoberhaupt zu wünschen, sagte der Fraktionsvorsitzende der Sozialdemokraten im Haager Parlament: «Im Prinzip sind wir alle gegen die Monarchie, in der Praxis jedoch dafür.» Die Parteiführung empfahl den Jusos, sie möchten ihren «republikanischen Traum» vorläufig vergessen.

Versteinerte Machtverhältnisse: Das Stadtparlament

Der Bürgermeister Amsterdams wird nicht gewählt, sondern von der ‹Krone›, das heißt vom Innenminister eingesetzt. Allerdings kommen die Bürgermeister seit langem aus der sozialdemokratischen Partei der Arbeit. Im Gemeindeparlament sitzen verhältnismäßig viele Parteien. Denn anders als in der BRD gibt es keine Fünf-Prozent-Hürde. Alle können ins Parlament kommen. Haben sie auch Einfluß?

Die Sozialdemokraten, seit langem an der Macht, sind verbürgerlicht und koalieren mit bürgerlichen Parteien: eine große Koalition der Kapital-Interessen also. Wer schlecht dabei wegkommt, der wird ein bißchen durch sozialdemokratische Sozialpolitik beschwichtigt. Und die Sozialdemokraten sorgen dafür, daß das Florieren der Geschäfte nicht durch soziale Unruhe in Frage gestellt wird. Gegen diese große Koalition steht eine (kleine) Opposition kleiner Parteien. Die Kommunisten versammeln viele Arbeiter, die sich von der Sozialdemokratie nichts mehr erhoffen. PSP und PPR repräsentieren vor allem die vielen Intellektuellen, die sich in der «Hauptstadt des weißen Vaterlandes der Besitzenden» (Provo-

Spruch) eine abweichende Meinung leisten.

Die Machtverhältnisse im Stadtparlament sind also seit langem versteinert. Und deshalb liegt die tatsächliche Opposition auch bei den Bürgerbewegungen.

Weniger Autorität – mehr Individualität

Im Gegensatz zur Bundesrepublik steht die Autorität von Politikern und Verwaltern nicht hoch im Kurs. Auch dies stammt aus historischer Tradition: aus den Kaufmannsstädten beziehungsweise aus der Kaufmannsrepublik, die eine Insel innerhalb der absolutistischen Staaten Europas mit ihrer Fülle von militärisch oder zivil aufgeblähten Hofschranzen war.

Die Regenten vom alten Schlag (im 16. Jahrhundert) waren auf der Straße vom Volk praktisch nicht zu unterscheiden. Sie traten betont einfach auf und saßen genauso wie die anderen Leute auf den Stufen ihrer Häuser.

In den Niederlanden erzählt man sich die Anekdote, der Prinz von Oranien habe mit den Spaniern irgendwo auf dem Feld eine Verabredung gehabt. Die Spanier standen in ihren Uniformen, mit ihren Pferden und Fahnen am Ufer und warteten auf die Holländer. Endlich kam ein kleines Boot, gerudert von zwei Männern in bürgerlichem Schwarz. Als sie an Land gegangen waren, packten sie zuersteinmal ihre Käsebrote aus. Die Spanier kamen und fragten: «Wo bleibt der Prinz?» Daraufhin der eine Holländer: «Das bin ich.»

Der direkte Umgang aller Bevölkerungsschichten miteinander, der in der Kaufmannsrepublik – im Gegensatz zu höfischen Gesellschaften – weit entwickelt war, spielt bis heute eine Rolle: Wenn ein Minister im Café Hoppe am Spui sein Bier trinkt, wird er wie der Herr Nachbar behandelt. Er weiß das. Und geht auch weiterhin ins Café Hoppe.

Dieses Verhalten mag mit daran schuld sein, daß die Bevölkerung die Autoritäten leichter angreift als in anderen Ländern. Und daß die Autoritäten sich bei Angriffen weniger aufblasen. Das Mißtrauen gegen die Politiker ist weit verbreitet. «Alte Huren», schimpfen viele Leute. «Sie reden nur Blabla.» Und die Politiker wissen in einem kleinen Land gut, was die Leute über sie sagen. In den Niederlanden, besonders aber in Amsterdam, ist es daher auch viel leichter, bei Kämpfen mit der Obrigkeit die Sympathien großer Gruppen in der Bevölkerung zu gewinnen.

Als der Ministerpräsident 1980 im Arbeiterviertel Indische Buurt auftauchte, begleiteten seinen Besuch Farbbeutel und faule Eier. Niemand sah das «Ende des Staates», «ein Chaos» oder «Terroristen» kommen.

Die Versäulung der Gesellschaft

Die niederländische Gesellschaft ist «versäult», das heißt sie steht auf mehreren Säulen von großen weltanschaulichen Gruppen: Calvinisten, Liberale, Katholiken, Sozialdemokraten, daneben kleinere, untereinander solidarische Minderheiten.

Diese Versäulung entstand im 19. Jahrhundert. Innerhalb von vergleichsweise offenen historischen Traditionen wurden neben den Calvinisten Liberale und dann Katholiken, um 1910 auch Sozialdemokraten zu Gruppen innerhalb der Ge-



Anarchie ist machbar:
Vor dem Kraakcafe De Mur

sellschaft, die nicht mehr übergangen werden konnten. Denn keine dieser Gruppen konnte eine Mehrheit bilden.

Die Tatsache, daß es nur Minderheiten in der Gesellschaft gibt, hat Folgen: mit anderen zu verhandeln, Koalitionen zu bilden sowie anderen Gruppen zumindest einen gewissen Respekt entgegenzubringen, ist selbstverständlich. Übrigens auch in der Presse.

Da keine Gruppe auf Dauer dominieren kann, muß jede Kompromisse schließen. Hier fügt sich auch die historische Kaufmanns-Tradition wieder ein: Wenn man mit dem Partner nicht «redlich» verhandelt, kommt man nicht weit. Und man wird keine weiteren Geschäfte mit ihm machen können. So entwickelte sich die Moral der «Redlichkeit», die eine große Rolle in den Niederlanden spielt.

Nach einer Phase des offenen Aussprechens setzt die Phase des redlichen Aushandelns eines Kompromisses ein. Man wird konstruktiv. Das ist oft geradezu eine alltägliche Verhaltensweise (nicht unähnlich dem italienischen «Sich Arrangieren»). So entstehen viele Kompromisse, in denen sich viele wiederfinden.

Die Redlichkeit drückt sich in vielen Bereichen aus: Unterschiedliche Kulturen werden hier eher in ihrer eigenen Prägung anerkannt als anderswo. Trotz vieler Schwierigkeiten bemühen sich sehr viele Menschen, Minderheiten jedweder Art entgegenzukommen und für sie einzutreten.

Die Massenmedien, vor allem das Fernsehen und noch mehr der Rundfunk, sind entsprechend der Versäulung der Gesellschaft aufgebaut: Alle politischen Parteien und großen

Gruppen haben eigene Sender. Nach dem Gesetz muß ein Sender 100 000 Mitglieder haben oder zugleich minderheitsbezogene (aber keine radikalen) Interessen verfolgen. Dieses System, das aufgebrochen wird durch das chaotische Dazwischenfunken meist kommerzieller Radio- und TV-Piraten, produziert in der Regel zwar das übliche Konsumprogramm, sorgt mitunter aber auch für Aufregung. Ein Beispiel: VARA, der Sender der Sozialdemokraten, macht zur Krönung 1980 ein alternatives Programm. Er berichtet über die Fülle an Demonstrationen beim Hafenarbeiter-Denkmal auf dem Jonas Daniel-Meijerplein, auf dem Waterlooplein, an der Blauwbrug, auf dem Dam, an der Kreuzung Bilderdijkstraat/Kinkerstraat und anderen Orten. Am Rokin und an der Vijzelstraat werden Barrikaden errichtet. Alles geht übers Fernsehen. Der Innenminister tobt. Ebenso die rechte Presse. Aber der Kultusminister weigert sich, die VARA zu maßregeln. Und die Zeitung «Het Parool» schreibt: «Daß diese Bilder unser Ansehen im Ausland nicht erhöhen, ist zwar schade, aber Nachrichten sind nun mal kein Edamer Käse.»

Bedingt staatsloyal: Die Beamten

Wie die Bevölkerung so haben auch Beamte in den Niederlanden erheblich weniger Angst als in ihrem östlichen Nachbarland. Sie betrachten ihr Gehalt nicht so sehr als Schweigegeld, sind nicht auf eine vordemokratische Staatsloyalität um jeden Preis eingeschworen, sondern nutzen ihren Feierabend häufig wie jeder andere Bürger – zum Beispiel auch zum Protestieren.

Viele Beamte ärgert der Unsinn, mit dem sie sich tagsüber beschäftigen müssen. Weil sie Einsicht und Phantasie für Besseres haben. Daher nagen sie an der anachronistischen Geheimhaltung in der Verwaltung, die aus der Zeit der Regenten vor 1800 und dem höfischen Absolutismus stammt. Es ärgert auch sie, daß bis heute nur wenige Vorgänge öffentlich sind. Und daß dadurch zum Beispiel die Spekulanten über ihre Freunde in hohen Ämtern ein Informationsmonopol haben. Tatsächlich dringt mit Hilfe aufgeklärter Beamter, vor allem jüngerer, vieles aus den Amtsstuben nach außen. Nicht selten stecken sie unter einer Decke mit den Bürgerinitiativen.

So versammelten sich im April 1980 – während einer Ratssitzung – im Innenhof des Rathauses am Oudezijds Voorburgwal rund hundert Beamte des Wohnungsdienstes, um ihren Beigeordneten Wolffensperger in einer Diskussion über das Wohnungszuteilungs-System zu beschimpfen. Während er sprach, riefen sie in Sprechchören: «Bla-blabla» und «Genug Wolfs-Sprüche».

Zersetzt bis brutal: Die Polizei

Wie kommt es in einem Land, in dem die Kultur des Beredens so hoch entwickelt ist, trotzdem zu Polizeieinsätzen – brutal wie im Bürgerkrieg?

Zunächst: Die Polizei greift viel seltener ein als bei uns. Zehntausend Kraker sitzen in Häusern, die meist nicht oder erst nach langer Zeit entraümt werden. Manchmal aber – wie bei einigen spektakulären Einsätzen gegen Kraker – machen der Druck massivster Kapitalinteressen, einer rechten Justiz, der Rechtspresse, vor allem des «Telegraaf», und einiger Landespolitiker die Amsterdamer



Obrigkeit so heiß, daß sie sich einredet, nicht anders handeln zu können. Oft aber schiebt sie auch Richtersprüche lange Zeit vor sich her und läßt selbst den Innenminister zappeln.

Wenn sie sich dann aber als «starker Arm» fühlen muß, dreht sie offensichtlich genauso durch wie anderswo – und braucht sich nicht zu wundern, nach der Aktion auf vielen Wänden an die Nazi-Besatzer erinnert zu werden.

Aber selbst auf die normale Amsterdamer Polizei kann sich die Obrigkeit nicht mehr verlassen. Die Stadtpolizisten lassen sich gegen Bürgerinitiativen und Kraker kaum mehr einsetzen. In den eigenen Reihen gibt es zuviel Widerstand. Nach vielen Fehlentscheidungen der Politik wollen sich immer mehr Polizisten nicht mehr zum Büttel der Obrigkeit machen. Man hört und liest von Einsatz-Verweigerungen. Die Truppe wird unzuverlässig. Der «Feind», die Bevölkerung, ist dabei, sie zu zersetzen. Die anarchistische Tradition Amsterdams knabbert und nagt auch an den in Uniformen gesteckten Söhnen des Volkes.

An Stelle der Stadtpolizei wird die «Mobile Einheit» angekarrt. Die Szenen, die diese heißgemachte Truppe dann inszeniert, haben Bürgerkriegscharakter. Die «Aufruhrbrigade» schafft eigenmächtig den Ausnahme-Zustand. Sie versucht oft, die langen rechtlichen Verfahren über Verhaftungen, Zeugenaussagen und Gericht zu «vereinfachen», indem sie die Leute «zur Strafe» sogleich zusammenschlägt. Das mag ihr unbürokratisch erscheinen, manchem Sadisten in Uniform auch Lustgewinn verschaffen. Solches Standrecht verschafft ihr aber auch Vergleiche mit der Besatzer-SS und mit der Tätigkeit der Unterwelt.

Ende des Etikettenschwindels

Was eingespielt ist, klappt: Müllabfuhr, Badeanstalten, Straßenbahnen. Aber auf tiefgreifende Konflikte von Interessen wie der Eroberung der Stadt durch das große Geld und der Gegenwehr der Bewohner, die dort auch weiterhin leben wollen, reagieren Politik und Verwaltung seit jeher opportunistisch.

In den fünfziger und sechziger Jahren war das einfach. Damals klebten Sozialdemokraten und sogar die teilweise mitregierenden Kommunisten an diesen Prozeß die Etikette «Fortschritt», «Zukunft», «Stadtkonkurrenz», «Arbeitsplatz-Sicherung», «Wohlstand für alle». Merkten sie nicht, was sie da als

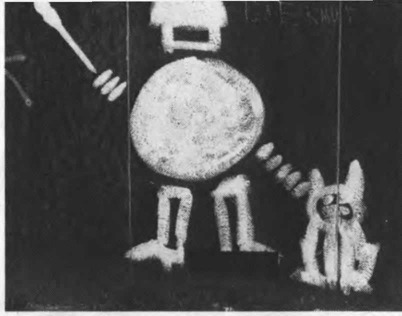
Agenten des großen Geldes ihren damals noch relativ vertrauensseligen Bürgern verkauften?

Als die großen Einbrüche kamen, konnten viele Leute am eigenen Leib fühlen oder vor Augen sehen, daß die Etiketten Schwindel waren. Und als die Appelle an die Parteien fruchtlos blieben, organisierten die Leute selbst ihren Widerstand: den vielfältigsten, den es je in einer Stadt zu Friedenszeiten gab. Die Sprüche von Politik und Verwaltung werden heute nicht mehr abgenommen. Stadtzerstörung mit blendenden Werbesätzen findet kein gläubiges Volk mehr.

Nun zeigt sich, daß die Parteien mehr im Netz ihrer «Geschäftspartner» hängen, als ihren Wählern verantwortlich sind. Die programmatischen Fassaden sind brüchig geworden. Sie werden wie überall eher von künstlich aufgeblasenen Feindbildern gestützt als durch eigene Leistung. Vor allem bei den sozialdemokratischen Illusions-Luftballons ist die Luft heraus. Die Politik ist politik-unfähig geworden. Das Nichtstun läßt den Kapitalbewegungen der Spekulanten ihren Lauf – einzig von initiativen Bürgern und Krakern gebremst. Während die Politiker ihre Show immer ermüdeter vor immer weniger Zuschauern abziehen, sind die einzig Handelnden die Betroffenen.

… was lange gärt, wird endlich Wut

Gelegentlich entlädt sich die Wut der jahrelang Hingehaltenen und Getäuschten im Griff nach dem Straßenpflaster, das die Obrigkeit inzwischen am liebsten überall durch Asphalt ersetzen möchte. Viele sind die scheinheiligen Ermahnungen der Obrigkeit, keine Gewalt anzuwen-

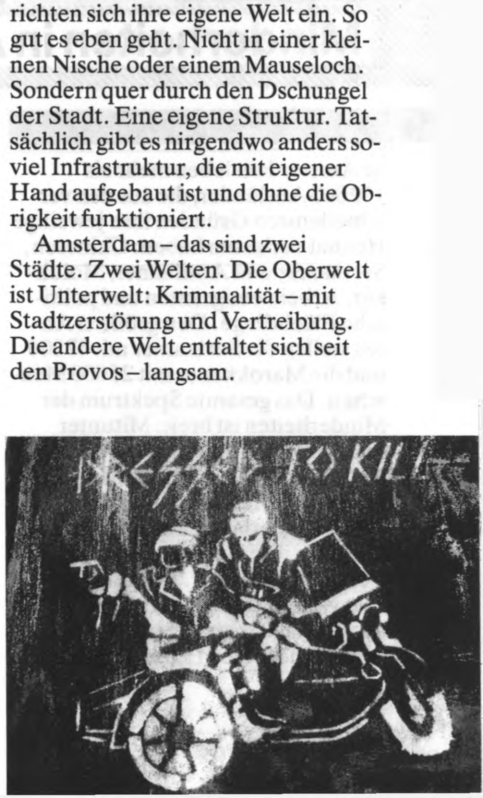


den, leid. Kein Wunder, angesichts von Polizei-Einsätzen, die den Richter ersetzen – mit Prügelstrafe wie im Mittelalter.

Aber es gibt auch Bürger, die verletzten Polizisten Blumen ins Krankenhaus und den verletzten Pferden Zuckerwürfel und Äpfel bringen.

Der nächste Schritt: Viele Leute richten sich ihre eigene Welt ein. So gut es eben geht. Nicht in einer kleinen Nische oder einem Mauseloch. Sondern quer durch den Dschungel der Stadt. Eine eigene Struktur. Tatsächlich gibt es nirgendwo anders soviel Infrastruktur, die mit eigener Hand aufgebaut ist und ohne die Obrigkeit funktioniert.

Amsterdam – das sind zwei Städte. Zwei Welten. Die Oberwelt ist Unterwelt: Kriminalität – mit Stadtzerstörung und Vertreibung. Die andere Welt entfaltet sich seit den Provos – langsam.



Probe auf die Toleranz



Minderheiten in Amsterdam

In Amsterdam leben mehr als 130000 Ausländer, die aus den verschiedensten Gründen ihre jeweilige Heimat verlassen haben: Chinesen, Surinamer und Antillianer, Molukker, Arbeitsemigranten und politische Flüchtlinge. Den größten Anteil stellen die Surinamer mit 47000 und die Marokkaner mit 26000 Menschen. Das gesamte Spektrum der Minderheiten ist breit: Mitunter melden sich in einem Monat Angehörige von rund vierzig Nationalitäten bei der Fremdenpolizei.

Die Niederlande waren lange bekannt für ihre Toleranz fremden Völkern gegenüber. Das Land, in dem ganz unterschiedliche Glaubensbekenntnisse nebeneinander lebten, wies eine in Europa einzigartige Tradition der Glaubensfreiheit und Duldsamkeit auf. Vor allem im 17. Jahrhundert setzte sich deshalb ein großer Strom von Flüchtlingen in Amsterdam fest: Hugenotten aus Frankreich, Juden aus Portugal, aus Deutschland und Polen, aber auch Skandinavier, Griechen und Armenier.

In dieser Zeit, als die Niederlande über die Weltmeere herrschten, entstanden auch die niederländischen Kolonien: Niederländisch-Indien (heute Indonesien) im Osten, Surinam und die niederländischen Antillen im Westen. Die meisten Fremden, die heute in den Niederlanden leben, sind Opfer eben dieser Kolonialherrschaft.

Die ersten außereuropäischen

Fremden kamen in großer Zahl nach der Unabhängigkeitserklärung von Niederländisch-Indien (1949) in die Niederlande: Indo-Europäer, die mühelos ihren Platz fanden und Ambonesen oder Süd-Molukker. In den sechziger Jahren setzte der Strom von ausländischen Arbeitnehmern ein und um 1970 der große Treck aus Surinam. Anfangs ging jedermann davon aus, daß ein großer Teil dieser Fremden sich nur eine Zeitlang in den Niederlanden aufhalten würde. Inzwischen beginnt man zu begreifen, daß die meisten bleiben werden und daß die Niederlande ein Einwanderungsland geworden sind.

Schmerzhafte Geburt: das multirassische Amsterdam

Obwohl die Holländer gerne an ihre altüberlieferte Toleranz glauben, sieht die Wirklichkeit heute etwas anders aus. Die Behörden machen bei denen, die Asyl suchen, deutliche Unterschiede: Je weißer die Haut und je röter das Herkunftsland, desto größer die Chancen. So haben Polen beispielsweise weit weniger Schwierigkeiten, als politische Flüchtlinge anerkannt zu werden, als Marokkaner, die dem gewalttätigen Regime von König Hassan zu entkommen trachten. Seit Anfang der achtziger Jahre gab es mehrere skandalöse Fälle, in denen Asylsuchende in ihre Heimatländer zurückgeschickt wurden, obwohl sie dort mit Verfolgung oder sogar Tod zu rechnen hatten.

Besonderes Aufsehen erregte der Fall der rund 3000 Tamilen aus Sri Lanka, die 1985/86 vor dem Terror in ihrer Heimat nach Holland flohen – in der Hoffnung auf Schutz durch ihre ehemalige Kolonialmacht. Die Behörden behaupteten, mit so vielen Flüchtlingen nicht fertig werden zu können, und griffen zu einer Politik der Schikane. Mit Erfolg: Die meisten Tamilen konnten den Druck nicht aushalten und gingen in andere Länder. Die knapp 900, die in Holland blieben, wurden mit zwanzig Gulden Taschengeld pro Woche in Pensionen zusammengepfercht und in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Ihrem Zorn machten sie schließlich im April 1986 dadurch Luft, daß sie einige ihrer Unterkünfte in Brand steckten.

Holland ist heute das Land in Europa mit der geringsten Quote an politischen Flüchtlingen. Die Regierung tut nichts, um den Bürgern ein Vorbild in der vielbeschworenen Toleranz gegenüber Fremden zu sein. Vermutlich gibt sie damit nur eine in der Bevölkerung verbreitete Stimmung wieder: Der Frust über wachsende Arbeitslosigkeit sucht sich sein Ventil. Die wohlerzogenen Holländer nehmen «Anteil» daran, daß die Fremden in Holland «sehr unglücklich» sind, und wünschen ihre Rückkehr in die Heimat, damit sie sich wieder «zu Hause fühlen» können. Andere werden deutlicher und verlangen, daß «diese stinkigen braunen Bastarde sofort zurückgeschafft werden».

Die Ausländerfeindlichkeit ist immerhin so groß, daß die rassistische Zentrumspartei 1982 den Sprung ins niederländische Parlament schaffte. Zwar flog sie vier Jahre später wieder raus, aber in einigen Rathäusern ist sie immer noch vertreten. So auch in Amsterdam, der freiesten und tolerantesten Stadt Europas, deren knapp 700000 Einwohner zu fast einem Fünftel «Ausländer» sind. Vielen Amsterdamern ist die Zentrumspartei in der Gemeindevertretung peinlich, für die Minderheiten



Zuflucht für die Beladenen: Arbeitsimmigranten in der Mozes en Aaronkerk

selbst liefert sie nur eine Bestätigung für den täglich erfahrenen Rassismus bei der Suche nach einem Job oder der Begegnung mit der Fremdenpolizei.

Der Rassismus in Holland kann tödliche Folgen haben. Im Vondelpark, dem Denkmal des Dichters Vondel genau gegenüber, steht die Skulptur einer schwarzen Frau mit einem Loch im Bauch – man hat ihr das Kind entrissen. Das Kind hieß Kerwin Duynmeier und wurde mit fünfzehn Jahren von einem gleichaltrigen Skinhead erstochen. Die Politik der Stadt gegenüber rassistischen Tendenzen ist halbherzig. So werden Übergriffe der Polizei sehr nachsichtig behandelt, zugleich aber haben die Behörden zusammen mit Minderheiten-Gruppen Telefondienste eingerichtet, an die sich jeder wenden kann, der Diskriminierungen ausgesetzt ist oder sie beobachtet.

Das Selbstbewußtsein der Minderheiten wächst. Vor allem die Jugendlichen sind zu stolz, um sich zu Opfern machen zu lassen. Die zweite Generation der Einwanderer macht Ernst mit der Integration: Im Sport, bei der Arbeit, in den Discos ist Amsterdam eine vielrassische Gesellschaft und wird es bleiben. Man schätzt, daß 1990 über vierzig Prozent der Amsterdamer unter Zwanzig zu einer «Minderheit» gehören werden.

Schon lange da: Die Chinesen

Die ersten Chinesen kamen als Seeleute und Heizer auf Kohle-Schiffen um 1911. Der Rassismus zeigte sich damals unverhohlen, der Kampf gegen die «Gelbe Gefahr» galt durchaus als schicklich. Doch auch durch Razzien ließen sich die Chinesen nicht aus dem Land vertreiben.

Heute gehören sie zum vertrauten Straßenbild. Fast jedes Dorf in den Niederlanden hat wenigstens ein chinesisches Restaurant – betrieben vor allem von Leuten aus der Volksrepublik China und aus Hongkong. Daneben gibt es Chinesen aus Indonesien und Surinam.

Bis Ende der sechziger Jahre war der Binnenbantammer der einzige Stadtteil in Amsterdam, den die Chinesen prägten. Inzwischen hat sich

ihr Wohnbereich über einen Teil des Zeedijk und der Geldersekade ausgebreitet.

Seit Ende der siebziger Jahre macht den Chinesen ihre besondere ökonomische Krise zu schaffen. Die Restaurants, oft die einzige Einnahmequelle ganzer Familien, laufen nicht mehr so gut. Die drohende Arbeitslosigkeit trifft die arbeitsamen Chinesen psychisch besonders hart, doch haben sie auf dem Arbeitsmarkt immer noch bessere Chancen als andere Minderheiten. Das verdanken sie ihrer Intelligenz und Initiative, aber auch ihrer starken gegenseitigen Hilfe. Nach wie vor sind sie die wirtschaftlich unabhängigste Minderheit in Holland. Das schützt sie auch weitgehend vor der alltäglichen Diskriminierung. Die Chinesen sind nie gemeint, wenn die Holländer von ausländischen Parasiten reden.

Der strenge Familienverband lokkert sich zwangsläufig, sobald er nicht länger zugleich eine Wirtschaftseinheit ist. Junge Chinesen knüpfen inzwischen eher Kontakte mit Holländern und anderen Gruppen, mischen sich unter sie in Cafés und Diskotheken. Zwar vermeiden sie immer noch Mischehen, aber die meisten ethnischen Gruppen, einschließlich der Holländer, halten sich an die eigene Farbe.

Immer noch spielt die chinesische Familie, der Clan, eine überaus wichtige Rolle. Selbst wenn ein Chinese für sich lebt, sieht er in seiner Familie einen Schutzschild gegen «Feinde» und die Einflüsse anderer Kulturen. Dazu trägt auch der Respekt vor den Älteren bei – der Geist des Konfuzius ist ungebrochen lebendig.

Das ungeliebte Inselvolk: Die Süd-Molukker

Erst nach verschiedenen militanten Aktionen und Geiselnahmen wachten die Niederländer auf und begannen zu begreifen, daß die in ihrem Land lebenden Molukker nicht nur ein moralisches, sondern auch ein historisches Recht auf gleichberechtigte Behandlung haben.

Der geschichtliche Hintergrund des «Molukker-Problems»: Nach der Unabhängigkeitserklärung Indonesiens im Jahre 1949 wurden viertausend ambonesische Soldaten (Ambon ist eine Molukkeninsel südlich von Ceram in Indonesien), die auf seiten der Kolonialmacht gekämpft hatten, mit ihren Familien in die Niederlande geschickt. Lediglich für eine gewisse Zeit – so dachten sie damals. Dann aber wurden sie zum Kern einer heute auf vierzigtausend Menschen angewachsenen molukkischen Gemeinschaft.

In den Niederlanden angekommen, wurden sie aus dem Militärdienst entlassen und fühlten sich dadurch auf die Seite geschoben. Diese «Übergangslösung» war für die niederländische Regierung lange Zeit Grund genug, sich um die politischen Probleme der Süd-Molukker nicht zu kümmern. Die streng christlichen Molukker bilden eine geschlossene Gemeinschaft. Sie fühlen sich eng mit dem Unabhängigkeits-Kampf auf den fernen Molukken verbunden und lehnen deshalb eine Integration in die niederländische Gesellschaft prinzipiell ab. Das allerdings beginnt sich langsam zu ändern: Vor allem in den großen Städten wie Amsterdam gibt es inzwischen junge Molluker, die ihren Platz in der holländischen Gesellschaft gefunden haben. Die jungen

Molukker haben eine wesentlich schlechtere Schulbildung als ihre niederländischen Altersgenossen und bekommen deshalb auch wesentlich schwieriger Arbeit. Auch Diskriminierung spielt dabei eine Rolle. Fast die Hälfte der Jugendlichen ist arbeitslos, mehr als die Hälfte der fünfzehn- bis dreißigjährigen drogenabhängig. Das hat zu tun mit einem Mangel an kultureller Identität und der Schwierigkeit, sich einer Gesellschaft wie der holländischen anzupassen. Was Wunder, daß eine nennenswerte Zahl junger Molukker sich auf die Suche nach ihren Wurzeln begeben hat – mit Reisen zu den Inseln ihrer Herkunft, die sie nie zuvor gesehen haben.

Unter den Jüngeren gab es eine militante Gruppe, die sich ganz dem RMS-Ideal, dem Kampf für die unabhängige Republik Süd-Molukken verschrieben hatte. Erst als sie zu Terror-Aktionen griff, begann die niederländische Regierung die RMS-Bewegung ernst zu nehmen. Vor allem die Demokraten '66 (D'66) setzten sich seit 1977 für die Position der Süd-Molukker ein. Juristisch sind die Molukker den Niederländern gleichgestellt; sie haben inzwischen, wie andere Minderheiten auch, das Recht, auf kommunaler Ebene zu wählen. Die meisten von ihnen wohnen in den nördlichen Provinzen und in Drente.

1986 begann den Molukkern endlich jene Anerkennung zuteil zu werden, auf die sie so lange warten mußten. Die alten Männer, die als Soldaten der holländischen Kolonialarmee in Indonesien gedient hatten, erhielten alle Rechte pensionierter Beamter. Für die Molukker insgesamt wurden Programme gestartet, die ihnen zu anständigen Wohnungen, besserer Ausbildung und mehr Jobs verhelfen sollen. Auch für die Entwicklung des kulturellen Lebens wird einiges getan, doch weit mehr noch bleibt zu tun, um das lange Versäumte aufzuholen.

Tropische Früchte: die Surinamer

Es war ein friedliches und schönes Bild, als 1975 die niederländische Flagge eingeholt wurde. Doch das unabhängige Surinam ging denselben tragischen Weg wie die meisten Länder Südamerikas. Bis zum Ende des Jahrzehnts hatte das korrupte Regime des ersten Premierministers Surinam fast zugrunde gewirtschaftet. Wachsende Spannungen zwischen dem kreolischen Proletariat, den Abkömmlingen der afrikanischen Sklaven, und den Hindustanen, die man um die Jahrhundertwende als Kulis aus Pakistan und Indien geholt hatte und die später zu mittelständischen Geschäftsleuten aufstiegen, taten ein übriges, um dem Militärputsch vom Februar 1980 zunächst breite Zustimmung zu verschaffen.

Inzwischen haben die «revolutionären» Militärs ihren Kredit gründlich verspielt, nicht zuletzt durch die Ermordung von fünfzehn politischen Opponenten, meist Gewerkschaftlern, im Dezember 1982 – noch heute spricht man in Holland von den «Dezembermorden». Die holländische Regierung hat deshalb die Zahlung von Entwicklungsgeldern an die bitterarme Ex-Kolonie zunächst ausgesetzt.

Bereits in den siebziger Jahren müssen sehr viele Surinamer düstere Gefühle über die nahe Zukunft ihres Landes gehabt haben: Schon vor der Unabhängigkeit gingen sie zu Zehntausenden nach Holland. Mittlerweile leben dort mehr als 200000 Su-



rinamer, gut die Hälfte der Bevölkerung von Surinam selbst.

Die großen Erwartungen, mit denen die Surinamer in ihr «Mutterland» kamen, haben sich für die meisten nicht erfüllt. Trotz allgemein besserer Lebensbedingungen warteten auf sie auch Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Drogen und Diskriminierung, mitunter auch offener Rassismus. Es sind vor allem die schwarzen Surinamer, an denen manche Holländer ihren Frust auslassen, wenn sie über die Wirtschaftskrise grübeln.

Doch es ist beileibe nicht alles schwarz für die Schwarzen. Immer mehr junge Surinamer der zweiten Generation nehmen es spielend auf mit den calvinistischen Eigenarten der holländischen Gesellschaft. Der Griff der Familie lockert sich, Schwarze und Weiße bewegen sich aufeinander zu. Vor allem in Amsterdam scheinen immer mehr Menschen zu begreifen, daß sie in einer vielrassischen Gesellschaft leben. Man sieht es in den Schulen, beim Sport, in den Kinos – überall. Man sieht sogar weiße Rastas, die zwar Mühe haben, ihre glatten Haare zu Dreadlocks zu drehen, sich aber wenig drum scheren, solange der Ganja gut ist und die Musik reinhaut. Das Rappin' und

Breakdancing in den Diskos ist absolut schwarz ... und weiß.

Amsterdam ist ein Gemisch. In den Vergnügungsvierteln sowieso, aber auch in Stadtteilen wie Kinkerbuurt, Staatsliedenbuurt, Südost-Amsterdam (ein vorstädtisches Betongebilde, vormals Bijlmermeer genannt) und vor allem dem Pijp-Viertel mit dem berühmten Markt in der Albert Cuypstraat. Neben dem traditionellen Angebot an Fisch, Kartoffeln und Käse finden sich hier zahlreiche Stände mit exotischen Früchten, Gemüsen und Gewürzen. In den Läden und Restaurants entlang der Marktstraße gibt es scharfe Gaumenfreuden, beispielsweise «Roti», eine Art Tortilla mit Curry-Huhn, der kartoffelähnlichen Wurzel Telôh und kleinen, höllisch gewürzten Fischstückchen. Als Gemüse kann man «Pietjel» ordern, das dem indonesischen Tago ähnelt – kein Zufall, denn Hollands wichtigste Kolonie Indonesien lieferte billige Arbeitskräfte, die Surinam ausbeuten halfen. Nach Surinam kamen so viele Geschmäcker, auch Chinesen und Araber trugen ihr Teil bei.

Nicht nur die surinamische Gastronomie macht das Leben in Amsterdam heiß und schmackhaft. Auch der Äther ist aufgeladen. Innerhalb der Stadtgrenzen sendet ein hindustanischer Piratensender mit Vorliebe indische Filmmusik, andere strahlen surinamische Musik und Reggae aus. An heißen Sommertagen trägt all dies zu dem Gefühl bei, daß Amsterdam Europas tropische Stadt Nummer eins ist.

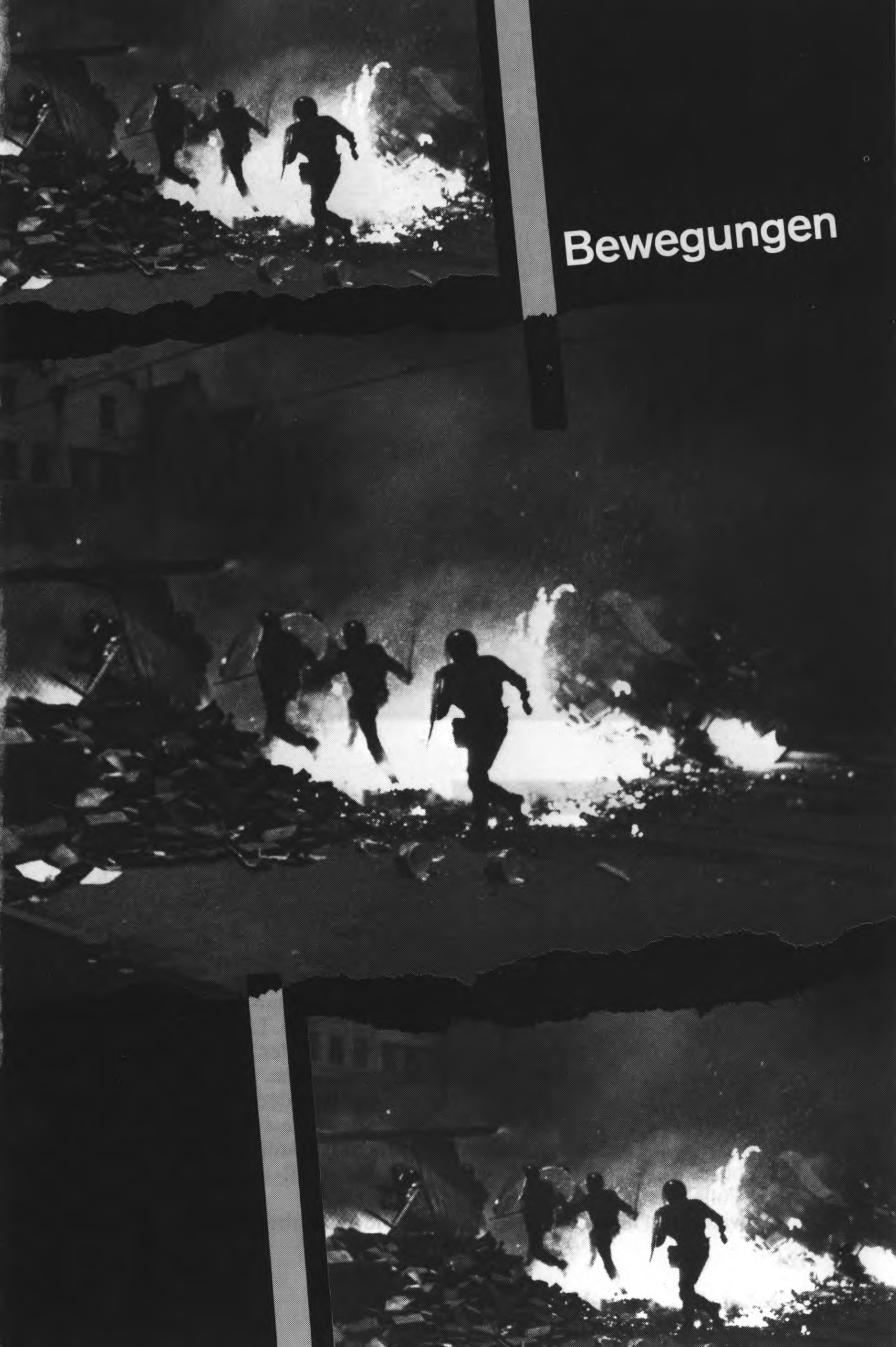
Am Rande im gelobten Land: Arbeitsimmigranten

Die Holländer sprechen gerne von «gastarbeiders», wenn sie von den Marokkanern, Türken, Spaniern, Jugoslawen oder Italienern reden, die auf der Suche nach Arbeit ins Land gekommen sind. Auf die meisten von ihnen wartete schmutzige Arbeit gegen schlechten Lohn und Diskriminierung bei der Arbeit und auf der Straße. Einige Türken und Marokkaner überlebten den holländischen Rassismus nicht. Als es mit der Wirtschaft bergab ging, erklärten sich manche Holländer ihre eigene Misere damit, daß «die fremden Parasiten unser Land leersaugen». Tatsache ist, daß die Türken und Marokkaner zuerst auf der Straße lagen. Zwar bekommen sie, die all die Jahre Steuern und Sozialabgaben bezahlt haben, Stütze, aber ein «Fremder» und zugleich arbeitslos zu sein, ist mehr als entmutigend. Kein Zufall auch, daß die Wohnsituation dieser Gruppe besonders mies ist. Meist trifft man sie in den sanierungsreifen Vierteln aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Immerhin hatten viele Marokkaner und Türken das Glück, daß sie ihre Familien nachkommen lassen durften. Das hat zumindest ihre psychische Situation verbessert und auch kulturell etwas in Bewegung gebracht. In Amsterdam findet man heute viele marokkanische und türkische Kaffeehäuser, und in den Nachbarschaftszentren läuft einiges an kulturellem Austausch zwischen alteingesessenen und zugewanderten Amsterdamern. Im *Rainbow Center*, einem kulturellen Mehrzweckgebäude der Minderheiten, gibt es beispielsweise Konzerte junger Marokkaner, die auf traditionellen Instrumenten arabische Musik spielen, dabei aber oft westliche Rock- und Jazz-Elemente einbeziehen.

René Feyth

Bewegungen



Spuren der Besiegten



Volksaufstände, Arbeiterbewegung, Widerstand

Wir wissen nicht, wer schimpfte, moserte, aufmüpfig wurde – in der einen oder anderen Weise: drohend vor dem Haus eines Reichen oder vor Rathaus und Kirche die Faust ballte – in der Tasche oder mit lautem Fluch. Wir wissen nicht, wer aus Protest gestohlen hat, Fensterscheiben zerstörte, mit Freunden zusammensaß, die Gerechtigkeit des Himmels oder den Teufel beschwor, Träume von der Veränderung der Welt ersann und fortstrickte. Utopien gibt es im 15. und 16. Jahrhundert in Fülle.

Wir wissen fast nichts vom wirklichen Widerstand des Volkes und der Intellektuellen, die meist die nachdenklichen zweiten Söhne reicher Leute sind.

Warum? Nur wenige können damals schreiben, schreiben auch tatsächlich – und nur Weniges davon bleibt erhalten. Die Geschichte wird fast immer in der Sehweise der Sieger geschrieben. Erst heute beginnt sich ein verändertes Interesse zu regen: an der Geschichte der Leidenden, der Unterdrückten, der Besiegten, der schrift- und sprachlos Gehaltenen.

Die mittelalterlichen sozialen Be-

wegungen drücken ihre Argumente und Ziele in der Sprache der Religion aus: Reformorden und Waldenser räumen die christliche Lehre von riesigem Schutt frei, den vielerlei Herrschaften über den armen Zimmermann Jesus und seine ebenfalls armen Freunde geworfen hatten. Sie entdecken, daß die armen Leute der Bibel wie sie selbst lebten. Sie finden heraus, daß sie nicht in den herrschaftlich-luxuriös etablierten Kultstätten mitten in den Metropolen, sondern am Stadtrand in den Vorstädten miteinander redeten: nicht ritualisiert wie die Hofschranzen, sondern ganz normal; sie unterhielten sich nicht über Unterwerfung, sondern über Menschlichkeit im alltäglichen Leben.

Die große Koalition von Staat und Kirche nennt sie «die Reinen», das heißt Ketzer, und läßt sie als «Unruhestifter» verfolgen, vertreiben, verbannen, berufsverbieten, hinrichten. Oder raffiniert aufkaufen, das heißt unterwandern, korrumpieren und umfunktionieren – wie zum Beispiel die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner. Letztere werden später die berüchtigten Inquisitoren, die auch in den Niederlanden Tausende ermorden.

Christliche Kommunisten

Der erste faßbare Aufstand in Amsterdam ist ein Teil der Wiedertäufer-Bewegung, die sich in ganz Europa ausbreitet und 1534/35 in einem kurzen «Gottesreich» im westfälischen Münster ihren Höhepunkt und ihre Katastrophe findet.

Armut, Not, Teuerung der Lebensmittel und Hunger in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts führen immens viele Menschen – offen oder sympathisierend – zu dieser Verheißung eines christlichen Kommunismus. Bei der Herausbildung seiner Bewußtseinsformen und seinem Entwurf für ein neues Leben steht die erste, frühe Aufklärung Pate: Der riesige Reichtum der einen macht die anderen arm; daher müssen die Reichen enteignet werden. Reichtum trennt die Menschen. Daher sollen alle Güter gemeinsam sein. Das Gottesreich soll nicht erst nach diesem jämmerlichen Leben kommen, sondern hier und jetzt realisiert werden. Entscheidungen wie beispielsweise die Taufe sollen mit eigenem Bewußtsein vollzogen werden – also erst im Erwachsenenalter.

1530 entsteht eine Wiedertäufer-Gemeinde in Amsterdam. Der Regent Jan Hubrechtsz unterstützt als Beigeordneter insgeheim die Wiedertäufer, hält die Hand über sie, wendet Gesetze gegen sie nicht an und wird dafür 1534 von der Landesregierung seines Amtes enthoben. Der Stadtrat läßt Schiffe durchreisender Wiedertäufer, die nach Münster wollen, im Hafen (Damrak) «an die Kette legen».

1534 laufen demonstrierende Wiedertäufer durch die Stadt und über den Dam-Platz: «Der Tag des Herrn ist nahe!» 1535 werfen sieben Männer und fünf Frauen nach gemeinsamer Lesung der Schrift ihre Kleider ab und laufen mit erhobenen Händen nackt durch die Straßen. Am 10. Mai des gleichen Jahres besetzen vierzig Wiedertäufer das (alte) Rathaus auf dem Dam-Platz. Der Stadtrat läßt es mit Militär und Kanonen stürmen. Die Besetzer werden auf einer Tribüne vor dem Rathaus bei lebendigem Leibe zerschnitten und ihre Überreste auf dem Nieuwendijk aufgehängt. Viele Sympathisanten fliehen nach Münster, andere werden ein für allemal



Christliche Kommunisten anno 1535: der Wiedertäufer Taufe,

«friedliche Leute» (Mennoniten).

Der Stadtrat läßt die wichtigsten Szenen malen und das Bild in der Alten Kirche (Oude Kerk) aufhängen (nicht erhalten). Barend Dircksz, Sohn des Malers, macht 1643 ein Geschäft daraus: Er vervielfältigt das Bild in Kupferstichen. Die Bürger werden darin nicht über die Inhalte des sozial-religiösen Aufstandes informiert, sondern lediglich über einige Begebenheiten. Man sieht: Unsere heutige Fernseh-Berichterstattung hat eine lange Tradition.

Kampf gegen Kirche und Staat

Die Kirchen und Klöster sind seit Jahrhunderten öffentliche soziale Einrichtungen (*Siehe: Umgang mit den Armen*). Aber im 16. Jahrhundert vermögen sie – aus mehreren Gründen – ihre Aufgaben immer weniger zu erfüllen.

Der Unwille wächst: Die Kirche hat «einen großen Magen», schluckt viel Land und Geld, ernährt ein Heer von Geistlichen, deren Tätigkeit im Zeitalter des frühen Kapitalismus immer weniger produktiv und immer parasitärer erscheint. Das Ärgernis bohrt: Ein Teil der Kirchen-Herren pfeift auf die kirchlichen Lebensregeln.

Der Reichtum der Kirche provoziert gleichermaßen arme und reiche Leute. Die Kirche bringt alle dadurch auf, daß sie sich mit der spanischen Zentralbürokratie identifiziert. Der spanische König braucht für sein zusammengeraubtes Weltreich, in dem «die Sonne nicht untergeht», Geld, Geld und abermals Geld. Sein Militär und seine Bürokratie sind ungemein gefräßig. Wo dreht er die Steuerschraube hoch? Wo etwas zu holen ist – ganz besonders bei den «tüchtigen Niederländern». Diese aber wehren sich. Hinzu kommt, daß die Intellektuellen, die Humanisten, wenig Sinn für die Ehe von Macht und Religion haben, die das freie Denken unter Strafe stellt.

Warum die neue Lehre soviel Anhang bei den Reichen findet, erklärt der Kaufmann van der Mool kühl seinem Pastor: «Wenn ich drei Millionen für eine Kapelle plus Altar plus ein lebenslanges Gehalt für einen Pfarrer ausgebe, ist das ein Kapital, das sich nicht vermehrt.» – «Aber du kriegst dafür die Vergebung deiner Sünden.» – «Nein, dar-



Befreiung, Aufstand und schmähliches Ende

an glaub ich nicht mehr – das geht auch ohne Vermittlung von Geld und Pfarrer. Die neue Lehre sagt: Ich rede unmittelbar zu Gott – ohne Zwischenhandel.» – «Du willst doch nur das Geld sparen.» – «Nenne es, wie du willst. Für drei Millionen kann ich ein Schiff kaufen und nach Übersee schicken. Dann vermehrt sich mein Geld – je nachdem – zwischen 30 und 100 Prozent.» Die Armen können für Gott nichts zahlen – die Reichen wollen ihn billiger haben.

Viele Kaufleute stecken den Intellektuellen Geld zu, damit sich die für ihren Geldbeutel günstige Lehre verbreitet. Sozusagen als langfristige Werbung. Dagegen mobilisiert die Kirche den Staatsapparat. Mit wenig Erfolg. Die Beamten stecken meist unter einer Decke mit den Intellektuellen. Holländisch flexibel. Sie verfolgen sie einfach nicht.

Die Kirche schickt seit 1523 ihre mächtigste Waffe – die Inquisition: Sie soll die freien Denker ausrotten. Tausende werden aufgegriffen, «verurteilt» und hingerichtet – «im Namen Gottes», im Namen des «rechten Glaubens». Kirchen- und Staatsterror bringen die Armen, die Reichen und die Intellektuellen noch mehr auf. Sie bilden Volksmilizen.

Die Spirale der Dialektik dreht sich: Je mehr sich die Leute abwenden, desto radikaler werden Spanier und Inquisition. Und desto mehr radikalisieren sich die Niederländer. Obwohl die offizielle Führung Amsterdams im Rathaus formell dem spanischen König ergeben ist, dekken Ämter den Widerstand, laufen die Leute scharenweise zur neuen Lehre über, veranstalten protestantische Calvinisten nahezu offen Gottesdienste.

Die typisch holländische Strategie des leisen, kaum faßbaren Widerstandes wird nun auch im bewaffneten Kampf entwickelt. Überall im Land bilden sich seit 1568 Partisanengruppen – aus armen Leuten, oppositionellen Kaufleuten und Adligen. Sie nennen sich «Geusen», das heißt Bettler. Der kleine David läßt sich vom großen Goliath nicht die Waffen aufzwingen – er entwickelt seine eigenen, konkurrenzlosen: eine allgegenwärtige Guerilla-Tätigkeit. Die Geusen verschwinden wie vom Erdboden, tauchen unter und sind plötzlich wieder da. Die Spanier

finden kein Mittel gegen sie. Die Provos und alle wichtigen weiteren Bürgerinitiativen werden nach 1965 diese Strategie erneut entwickeln: die «Hornissen-Strategie». Zusammenlaufen, ausschwärmen, sich unsichtbar machen, nie die Waffen des Feindes übernehmen.

1578 ist es soweit: Amsterdam schwenkt über. Die Klöster werden aufgehoben. Die Stadt und viele reiche Leute fassen zu: Vermögende erhalten Wohnungen im umgebauten Marien-Kloster. Das Lucienkloster (Kalverstraat 92) wird zum Waisenhaus, das Clarissen-Kloster wird Almosenhaus für ausgesetzte Kinder und Lebensmittel-Austeilungen.

Beim Übertritt der Stadt zu den Aufständischen im Niederländischen Befreiungskrieg 1578 wird das calvinistische Bekenntnis, dessen Führer den Widerstand organisiert hatten, die beherrschende Bewußtseinsform der Religion.

Als der Befreiungskrieg gewonnen ist, lösen die Oberschichten das Bündnis: Das Volk war Futter für die Schlachten, es hat nun seinen Glauben, der wenig kostet – es hat seine Schuldigkeit getan. «Reich ist einer nur auf Kosten der Armen.» «Wenn die Herren ihren Topf voll haben, halten sie ein Brett über unsere Näpfe.»

Aber die Verhältnisse lassen den Unmut weiter gären. Was wissen wir über die Diskussionen auf der Straße, bei der Arbeit, in Kneipen und am Herd? Organisationen, Führungen und Programme fehlen. Die Volksaufstände der folgenden Jahrhunderte, bis hin zur Rebellion im Jordaan 1934, sind spontane Erhebungen – unorganisiert, ungesteuert, Ausdruck des Leidens, des Zornes, der Empörung über die Verhältnisse und über konkrete Ungerechtigkeiten.

Sozialisten, Sozis und ein Anarchist

In der industriellen Revolution, die vor allem in England zur Massengüter-Produktion führt, sacken seit 1815 Handwerk und Landwirtschaft allmählich ab. Auch für Amsterdam hat dies schlimme Folgen: Verarmung, Arbeitslosigkeit, Flucht von Landarbeitern in die Stadt. Überfüllung. Ein Drittel der Bevölkerung kann nicht vom Lohn leben und muß Unterstützung erhalten, vor allem Juden.

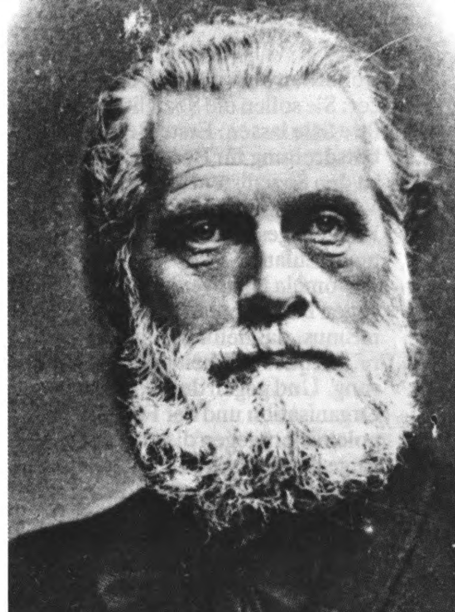
In Amsterdam gibt es wenig Industrie: Seit Jahrhunderten wird Zucker aus den Kolonien in Raffinerien verarbeitet, zunehmend nach 1830. Erst 1826 entsteht auf der östlichen Insel Oostenburg eine Maschinenfabrik – der erste Amsterdamer Großbetrieb. Seit den siebziger Jahren werden die Diamanten der neuentdeckten südafrikanischen Felder weitgehend in Amsterdam und Antwerpen geschliffen, vor allem im Judenviertel Amsterdams um den Waterlooplein. Für die Entstehung der Gewerkschaftsbewegung spielen die armen jüdischen Diamantarbeiter eine wesentliche Rolle. Als Minderheit schöpfen sie aus einer langen Tradition gegenseitiger Hilfe und Solidarität. 1900 bauen sie sich ein Gewerkschaftshaus: ein Kunstwerk, entworfen von Hendrik Petrus Berlage (Henri Polaklaan 9). 1893 wird das erste «Nationaal Arbeids-Secretariaat» gegründet.

Der erste organisierte, offensive Streik am Anfang der Arbeiterbewegung ist der Streik der Schiffszimmerleute im Frühjahr 1869. Sie wohnen fast alle auf den westlichen Inseln, vor allem auf Kattenburg. Das ganze Viertel unterstützt ihren grimmigen Streik, selbst Ladeninhaber.

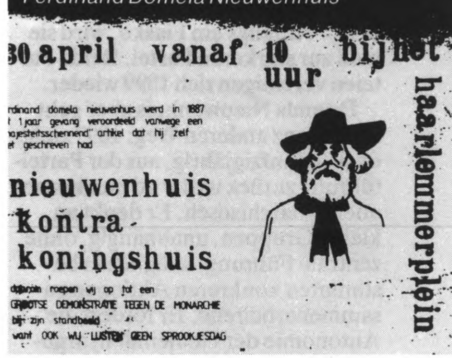
Er führt zur Gründung der niederländischen Sektion der Ersten Internationale (1869). Sie versucht ohne Erfolg, die Gruppen ungeschulter Arbeiter und ihre bestehenden harmlosen Arbeiterorganisationen zu vereinigen.

1882 bis 1886 steckt der Landbau in einer tiefen Krise. Ursachen: die Überproduktion von inzwischen rationeller produzierenden Bauern, billige Importe und mangelnde Absatzmöglichkeiten, weil die breite Bevölkerung wenig Kaufkraft hat; ihre Löhne sind kaum gestiegen. Die Folge der Agrarkrise: massenhafte Landflucht in die Städte. Durch den Massenzuzug von ungeschulten Arbeitskräften entsteht dort Arbeitslosigkeit. Und die Unternehmer können die Löhne herunterhandeln. Diese Lage und zugleich fortschreitendes Bewußtsein sind der Nährboden für die erste umfangreiche Verbreitung sozialistischer Vorstellungen: 1881 wird der «Sociaal-Democratische Bond» gegründet.

Der wichtigste Impulsgeber der frühen Arbeiterbewegung ist eine der interessantesten Gestalten der sozialen Bewegung Europas – ein «typischer» Amsterdamer: Ferdinand Domela Nieuwenhuis. 1846 als Sohn eines berühmten Predigers in Amsterdam geboren, wird er calvinistischer Prediger, dann Freidenker und dann Sozialist. Er benutzt bei seinen Reisen stets die 3. Klasse, übernachtet in Arbeiterhäusern, wird 1882 Partei-Sekretär und artikuliert als Redner die Leiden, Kräfte und Hoffnungen der Massen in riesigen Versammlungen im Volkspark. Seine achtmonatige Gefängnishaft wegen Majestätsbeleidigung 1887 macht ihn zum Volkshelden. 1888 kommt er als erster Sozialist ins



Ziehvater von Provos und Anarchos: Ferdinand Domela Nieuwenhuis



Haager Parlament. Isoliert, geschnitten, einflußlos, gehaßt, fällt er auf durch allerlei querköpfige Anträge.

Krisenjahre. Arbeitslosigkeit am Bau im Winter. Überall die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht. Parlamentsdebatten. Nichts. Demonstrationen der Sozialisten. Arbeitslose in Hungerzügen. Die

Behörden bedrohen Kneipenbesitzer: Sie sollen die Sozialisten nicht in ihre Säle lassen. Erste Berufsverbotsdrohung für Beamte: Geht nicht zu den Sozialisten! Sonst ... Die Verfolgungen, von Regierung und Kanzeln gesteuert, schaffen immer mehr Zulauf.

Domela Nieuwenhuis wendet sich gegen Parlamentarismus und Reformismus, das heißt gegen Schwätzerei, Bequemlichkeit und Anpassung. Und gegen den Vorrang der Organisation und der Führung. Er polemisiert gegen die autoritären Züge der deutschen Sozialdemokratie, sieht voraus, daß sie die Arbeiter auf die Dauer mit dem deutschen Militarismus und Imperialismus versöhnen wird.

1894 kommt es zum Bruch. In Zwolle wird die Sociaal-Democratische Arbeiders Partij (SDAP.) gegründet (nach 1945 Partij van de Arbeid). Anfangs ein Fiasko, wird sie bald zur stärkeren Partei. Beide Parteien vereinigen sich 1899 wieder.

Domela Nieuwenhuis aber geht einen ganz anderen Weg: 1897 zieht er sich, fünfzigjährig, aus der Parteiführung zurück und wird nun konsequent anarchistisch. Er denkt an kleine Gruppen, unabhängig, ohne zentrale Führung, lediglich in bestimmten konkreten Aktionen zusammenarbeitend. Er fordert die Autonomie der Gemeinden, argumentiert gegen die «alleinseligmachende» sozialistische Lehre und für einen unorthodoxen individualistischen Anarchismus, der keine Macht anerkennt, weil diese selbst in den ehrlichsten Händen zum Fluch wird. Die Arbeiter sollen selbst das Werk ausführen und kein Vertrauen in ihre Leiter haben. Welche immense Wirkung Domela Nieuwenhuis auch ohne ein Amt hat, zeigt die Tatsache, daß er nach seinem Tod 1919 spontan den größten Leichenzug der Amsterdamer Geschichte erhält. An seinem Standbild am Nassauplein, nur einige Schritte von seiner letzten Wohnung am Haarlemmerdijk 166 im Jordaan entfernt, legen die Provos mit Roel van Duyn 1964 in einer symbolischen Geste Blumen nieder. Die Studentenbewegung tauft die Amsterdamer Hochschule um in «Domela Nieuwenhuis-Universität».

«Er hat Vorschläge gemacht ...» hätte Brecht über sein Grab schreiben können. Domela Nieuwenhuis, der sich Sozial-Anarchist nennt, sieht eine politische Arbeit in Nachbarschaftsgruppen (buurtgroepen) voraus – an konkreten Problemen und Zielen ausgerichtet, fallweise, zeitlich begrenzt, freiwillig.

Und welchen Weg nimmt die Arbeiterpartei? 1913 beschließt der Partei-Kongreß der Sozialdemokraten, nicht in die Regierung zu gehen. Fünfundzwanzig weitere Jahre halten sie daran fest. Sie wollen in der Regierung keine Konzessionen machen. Dann aber verbürgerlichen sie. Sie schaffen keine eigene Kultur, sondern übernehmen die Werte des Großbürgertums – sie ängstlich in kleine Münze umwandelnd. Die sozialdemokratischen Bürgermeister ziehen ins großbürgerliche Bürgermeisterhaus an der Herengracht 502 ein und Sozialdemokraten präsentieren schließlich als ihre Führer Bankdirektoren (van Hall). Ein Symbol für die sozialdemokratische Variante des Konservatismus ist der vieldiskutierte Verkauf des Gebäudes der Arbeiter-Presse am Hekelveld 15/17 an den Hotelkonzern Sonesta, der es abreißt. Die Provos werden die Jugend gegen die Regenten der Sozialdemokratie mobilisieren ...

Die Pöbel-Partei

Die Unzufriedenheit über die etablierten Sprüchemacher, die nur den Schein der Demokratie aufbauen, artikuliert sich schon früh – und auf typisch Amsterdamer Weise: ironisch und spielerisch. Nach dem Ersten Weltkrieg wird eine Partei gegründet, die sich Rapaille-Partei nennt, das heißt Vereinigung des Lumpengesindels, des Pöbels, Krethi und Plethi. Sie wird getragen vom Bund Freier Sozialisten, von der Künstlervereinigung. Die anderen, von der Gruppe Amsterdamer Dadaisten, von den Anarchistischen Schiffsarbeitern und Taxifahrern. Sie wendet sich gegen jede Form des Zwanges von oben. Anlaß für die Parteigründung ist das Ärgernis, daß jeder bei Androhung von Strafe zur Wahl gehen muß.

Die Lumpengesindel-Partei rächt sich auf ihre Weise an der Obrigkeit und an den Regenten, die die Politik gepachtet haben. Zur Stadtparlaments-Wahl 1921 stellt sie als Kandidaten den bekannten Stadtstreicher Cornelis de Gelder auf. Der war zuerst ans Trinken, dann auf die Straße und nach dem frühen Tod seiner Frau etwas heruntergekommen. Einige Zeit arbeitet er als «dummer August» im Zirkus, auch als Maurer und als Straßenverkäufer. Jedermann kennt ihn als Original: Man findet ihn meist im Viertel um den Rembrandtplein, mit einer großen Zigarrenkiste unterm Arm. Bisweilen stößt er, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einen wilden Indianer-Schlachtruf aus.

Ein Journalist bringt ihn vom Parteibüro in der Kerkstraat zum vornehmen Rathaus im Prinsenhof, wo er auf der Treppe eine Wahlrede hält: Runter mit den Preisen! Das



Ein Stadtstreicher wird Stadtverordneter: Cornelius de Gelder

Schnäpschen für 5 Cent! Denn wer keinen Schnaps trinkt, ist ein Naschmaul und Süßigkeiten sind ungesund! Das Brot auf 11 Cent und Schmalz auf 35!

Der Schreck fährt dem Bürgertum in die Gehirne. Die Zeitungen schimpfen auf seine Helfer: «Bolschewistische Autochauffeure und mehr von dergleichen Menschen mit ultramodernen Lebensauffassungen».

Am Abend der Wahl kommt die Überraschung: Mit über 14000 Wählerstimmen wird der Stadtstreicher zum Stadtrat. Panik. Versuche, ein Sondergesetz durchzupeitschen. Bei der ersten Sitzung des neugewählten Parlaments fehlt de Gelder. Ein Polizist hatte ihn auf dem Bürgersteig aufgegriffen. Betrunken. Wohl als Maßnahme vorausschauender Politik erhielt er «wegen Landstreicherei» anderthalb Jahre Entziehungskur aufgebrummt. Wahrscheinlich hatte die Obrigkeit den staatsgefährlichen armen Kerl auch noch dazu erpreßt, «freiwillig» auf seinen Parlamentssitz zu verzichten.

Der Anarchisten-Scherz mit Hintergrund gehört heute noch zum Diskussionsstoff in den Volkskneipen.

Unter den Nazis

Am 10. Mai 1940 überfällt das braune «Herrenvolk» die Niederlande und besetzt sie in fünf Tagen. Der Oberbefehlshaber der deutschen Heeresgruppe auf Plakaten 1940: «Jeder Einzelne trete aber auch jenen gewissenlosen Elementen entgegen, die als ewige Unruhestifter den Fortgang des zivilen Lebens, die öffentliche Ruhe und Ordnung – sei es durch passive Resistenz oder durch aktive Handlungen – stören wollen.» Wo wiederholen sich auch heute noch ähnliche Worte?

Die Auseinandersetzung mit den Besatzern entzündet sich an der Judenvernichtung. Amsterdam, seit Jahrhunderten ein Zufluchtsort von Juden aus vielen Ländern, ist vor 1945 auch eine jüdische Stadt: Mokum nennen die Juden es liebevoll. Das jiddische Wort, auch von allen anderen Amsterdamern bis heute oft gebraucht, bedeutet schlicht und selbstverständlich: «Platz».

Die Nazis inszenieren die Judenvernichtung scheibenweise. Die Naivität, der Mangel an Betroffenheit, die Unterwürfigkeit und Dienstbeflissenheit vieler Niederländer sind bis heute Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen. «Juden im Café unerwünscht», liest man auch hier. Arier-Erklärungen werden verlangt. Entlassungen von Juden. Einheimische SA-Trupps («Schwarze Soldaten») machen Terror-Aktionen Einbrüche, Mißhandlungen und Verwüstungen in Wohnungen und Läden von Juden, vor allem im Judenviertel rund um den Waterloolein. Erster Widerstand: Schülerstreik im Vossiusgymnasium. Vorbereitungen zum Studentenstreik, den der angepaßte Uni-Rektor raffiniert durchkreuzt. In Joop Cosmans Boxerschule in der Nieuwe Uilenburgerstraat 121 entsteht eine wirkungsvolle jüdische Verteidigungsgruppe.

Die Nazis reagieren: Stacheldraht auf dem Neumarkt, Pfähle, Wachposten, Schilder um das «Judenviertel», Verhaftungen, Razzien auf den Straßen – «Übermenschen kommandierten und Untermenschen weinten». Die Antwort: der berühmte Februar-Streik 1941. Initiiert von Kommunisten am 21. Februar, breitet er sich spontan aus. An die mutigste Gruppe erinnert das Widerstandsdenkmal des streikenden Hafenarbeiters (Dokwerker) auf dem Jonas Daniel Mejerplein im Judenviertel. Nach zwei Tagen bricht der Streik zusammen. Hinrichtungen. Deportationen. Alle Juden des Landes werden in die drei Viertel um den Waterlooplein, Transvaalbuurt und Rivierenbuurt zusammengepackt.

Jetzt wird das massenhafte «Untertauchen» (onderduiken), zuerst für jüdische Kinder, organisiert – für rund eine Million Menschen, Zweitausend geheime Zeitungen entstehen. Unter ihnen die heute noch bestehenden «Vrij Nederland», «Trouw», Het Parool» und «De Waarheid».

Die «Hollandse Schouwburg» an der Plantage Middenlaan wird als Sammelplatz für die Juden eingerichtet – zum Abtransport in die Konzentrations- und Vernichtungslager nach Deutschland: Eine Widerstandsgruppe sprengt diesen «Warteraum zur Hölle» 1943 in die Luft (Gedenktafel).

1940 siedelt der 1933 aus Frankfurt geflüchtete Gewürzhändler Otto Frank mit seiner Familie vom Singel 400 in das Haus Prinsengracht 263 über: Die Familie versteckt sich vom Juli 1942 bis zum August 1944

mit weiteren «Untertauchern», den Familien Van Daan und Dussel, im obersten Teil des Hinterhauses (1740) – im Dachraum. Fünf Erwachsene und drei Kinder. Die 14jährige Anne schreibt 1944 Tagebuch (1947 als Buch erschienen). Die Franks kommen mit Ausnahme des Vaters im Konzentrationslager Bergen-Belsen um.

Von den 140000 niederländischen Juden werden 127000 deportiert. Nur 5000 überleben die KZs.

Als die deutschen Besetzer nach der Befreiung von Paris und Belgien 1944 keine Lebensmittel mehr nach Westen schicken, bricht eine schreckliche Hungersnot aus, verstärkt durch bittere Kälte: der «Hungerwinter 1944/1945». 15000 Menschen sterben. Verzweifelt verheizt die Bevölkerung Parkbänke und reißt vier Millionen geteerte Holz-Schwellen der Straßenbahn heraus. Die verlassenen Häuser im Judenviertel um den Waterlooplein/Nieuwe Uilenburgerstraat werden nahezu abgerissen: zur Gewinnung von Heizmaterial.

An der Weesperstraat (gegenüber 49/51) entsteht das Mahnmal der Juden-Vernichtung, auf dem Dam als Vergegenwärtigung der Leiden und des Widerstandes 1940/1945 das National-Denkmal. Das *Niederländische Institut für Kriegsdokumentation* (1950 gegründet) in der Herengracht zeigt das Grauen durch Krieg. Bürgerinitiativen erinnern heute daran: Was vom Juden-Viertel übrigblieb, zerstörte die Stadtverwaltung durch Verkehrsanlagen, Metro-Durchbrüche, Kahlschlag für die Rathaus-Oper. Die «Klage-Mauer» am letzten, 1981 abgerissenen Gebäude des Waterloopleins erinnerte an diese Pietätlosigkeit nach 1945.



Waterlooplein 1943: Herrenmenschen und ihre Opfer





Fantasie als Waffe

Provos und Kabouter

Provo ist die erste jugendliche Protestbewegung im Nachkriegs-Europa – vor der Studentenbewegung und dem Pariser Mai 1968. Die Provos zeugen weiße Heinzelmännchen, genannt Kabouter.

Ist das alles nur historische Anekdote? Ein unterhaltsames Geschichtchen? Nostalgische Erinnerung an Bürgerschreck-Zeiten?

Amsterdam wäre nicht das Amsterdam von heute – ohne Provos und Kabouter. Beide haben die Atmosphäre hier so verändert, daß sich eine andere Art zu leben entfalten konnte. Ihnen ist mit zu verdanken, daß die Obrigkeit heute erheblich lockerer lassen muß, daß der «starke Arm» immer öfter erlahmt. Sie haben als erste ein Stück Freiraum erobert, den Bürgerinitiativen und Kraker tagtäglich verteidigen und erweitern. Mit Provo beginnt nicht nur die Zersetzung von Herrschaft, Provo ist eine andere Lebensweise.

Provos und Kabouter lösen sich zuzeiten wieder auf. Aber sie sind keineswegs gestorben. Die Frontli-

nie zwischen alter Ordnung und neuem Leben wird wohl nie mehr dort liegen, wo sie vor 1964 lag. Im «Sumpf», den die harte Hand der Obrigkeit austrocknen wollte, blühen seither viele Blumen: Kämpferisches, Spielerisches, Unernstes – eine eigene Kultur neben der offiziellen.

So steckt in der Geschichte von Provo und Kabouter viel von dem, was die Gegenwart spannend macht.

Wie alles anfing

Am Anfang steht die Friedensbewegung: Ende 1961 organisieren in Den Haag Roel van Duyn und Hans Korteweg Sit-ins gegen die Atomrüstung. Sie fliegen von der Schule. Rund ein Jahr lang dauern die Aktionen. In Den Haag und in Amsterdam. 1964 geht van Duyn nach Amsterdam.

Dort beginnt sich die Kunstform des Happenings zu entwickeln: Durch Aktionen «als Kampfmittel» möchten Künstler Kommunikation mit ihren Zeitgenossen herstellen, um sie dazu zu bewegen, das gesellschaftliche Leben mitzubestimmen. Sie sollen ihre üblichen spießigen Verhaltensweisen aufgeben, alle Routine abwerfen, um sich und die Gesellschaft zu verändern.

Robert Jasper Grootveld, 1932 in anarchistischem Milieu geboren, ein Mann mit «12 Handwerken und 13 Unglücken», macht aus dem künstlerischen Happening eine magische Warnung. 1962 ruft er sich zum ersten «Anti-Rauch-Magier» aus, erklärt er das Rauchen zum Symbol des versklavten Konsumenten. Eine Garage in der Raamdwarsstraat nahe dem Leidse Plein weiht Jasper Grootveld, angemalt wie ein Medizinmann, nachts zum «K-Tempel». Hier hält er Predigten über die Zigarettenindustrie und den Krebs. Ein Psalm über den Raucherhusten entsteht: der Ugge-ugge-Song. Auf vielen Hauswänden erscheint das geheimnisvolle Zeichen «K». Die Garage brennt ab. Dann folgen mitternächtliche Rituale auf dem Spui. Das Standbild eines Gassenjungen, das «Lieverdje», gestiftet von einer Zigarettenfabrik, wird zum Denkmal des «versklavten Konsumenten» erklärt. Grootveld zieht magische Kreise um diesen «nikotistischen Dämon».

Zunächst ist alles ganz unpolitisch. «Behaglich spielende junge Leute in der Hauptstadt des weißen Vaterlandes der Besitzenden befriedigen ihre sakralen Bedürfnisse auf ihre eigene spielerische Art» (Harry Mulisch: Der Rattenkönig, 1968). Erst als im Juli 1965 die erste Nummer von «Provo» erscheint – mit der Erklärung des «Provotariats» zur letzten revolutionären Klasse, schlägt die Polizei zu. Sie greift in die mitternächtlichen Happenings am Spui ein. Das Lieverdje wird nun polizeilich bewacht.

Politische Provokation

«PROVO ist eine Monatszeitung für Anarchisten, Provos, Beatniks, Pleiners, Scherenschleifer, Knastbrüder, Säulenheilige, Magier, Pazifisten, Scharlatane, Philosophen, Bazillenträger, Oberstallmeister, Happeners, Vegetarier, Syndikalisten, Krawallbrüder, Brandstifter, Sandmännchen, Kindermädchen und andere.

PROVO hat etwas gegen Kapitalismus, Kommunismus, Faschismus, Bürokratie, Militarismus, Snobismus, Professionalismus, Dogmatismus und Autoritarismus.

PROVO sieht sich vor die Wahl gestellt: Verzweifelter Widerstand oder ergebener Untergang.

PROVO ruft zum Widerstand auf, wo es möglich ist.

PROVO sieht ein, daß sie schließlich die Verliererin sein wird, doch die Möglichkeit, diese Gesellschaft noch einmal aus Herzensgrunde zu provozieren, will sie sich nicht entgehen lassen.

PROVO sieht den Anarchismus als Quell der Inspiration zum Widerstand an.

PROVO will den Anarchismus erneuern und unter die Jugend bringen.»

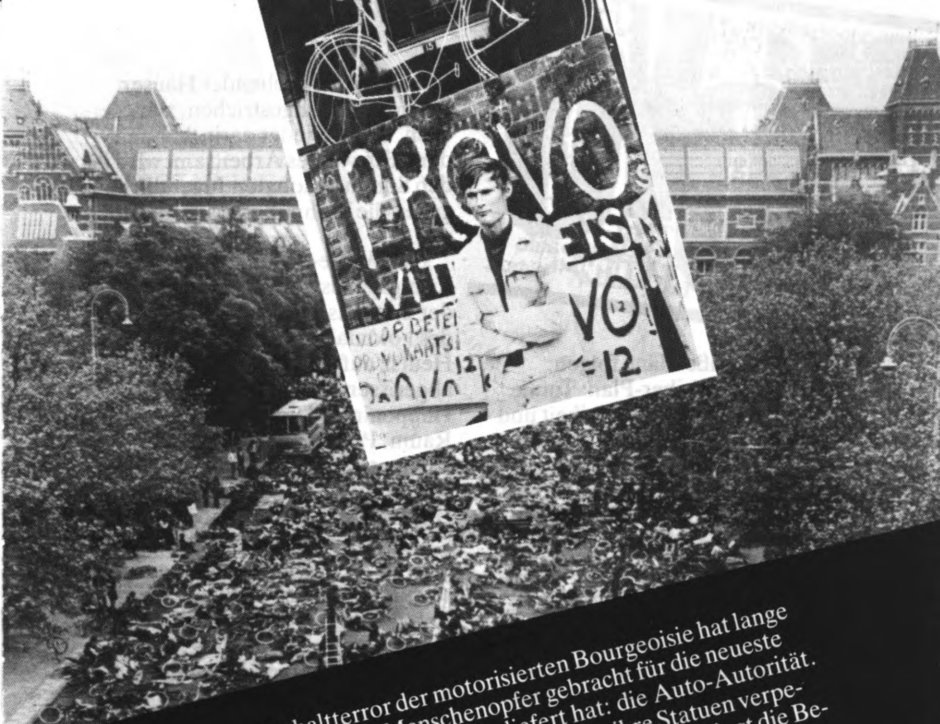
Mit diesem Manifest in «Provo 1» wird die Bewegung vollends öffentlich. Am 4. September 1965 gehen die Provos in der historischen Prozession des Hostienwunders (1345) mit – ganz magisch. Nach Schluß ziehen sie weiter zum Haus des «Generalgouverneurs von Amsterdam», zur Wohnung des Bürgermeisters von Hall. Reden. Ugge-ugge-Musik. Trommeln. Sprechchöre: «Van Hall zu Fall» – weil er eine friedliche Anti-Atomwaffen-Demo hatte stören lassen. «We shall overcome» singend ziehen sie zum Denkmal des Generals Johannes van Heutsz auf dem Olympiaplein. Dieser Mensch hatte aus «sittlicher Berufung» 1899 durch ein Massaker auf Sumatra nach dreißigjährigem Krieg den «Endsieg» hergestellt. Die Deli-Tabakgesellschaft schüttete danach bis zu tausend Prozent Dividende aus. Die Provos erklären van Heutsz zum «Symbol des Kolonialismus» und gestalten nachts sein Denkmal mit weißer Farbe um.

Bei der Hochzeit von Prinzessin Beatrix mit dem Deutschen Claus von Amsberg bewegt sich eine Gegendemonstration zum Standbild des Hafenarbeiters auf dem Jens Daniel Meijerplein. Die Hafenarbeiter hatten während der deutschen Besatzung 1941 gegen die Juden-Deportationen gestreikt. «Fröhlich und von Gnot erfüllt» ziehen die Provos über die Blauw Brug, Amstelstraat und Rembrandtplein zur Stadtmitte. Rauchbomben. «Es lebe die Republik!» Mit der Rauchbomben-Hochzeit – im Fernsehen für ganz Europa – beginnt Provos internationale Karriere. Kein Provo wendet Gewalt an – aber die Polizei. Als in einer Galerie in der Prinsengracht ein Stummfilm Polizei-Aktionen vorführt, erhält er Ton: durch die eindringende, prügelnde Polizei.

Bei der Wahl kurz darauf verliert die in Amsterdam regierende Sozialdemokratie unter ihrem Bürgermeister, dem Bankdirektor van Hall, erheblich. Überall regt sich der Protest gegen die «Regenten-Mentalität». Eine neue unorthodoxe Partei, die «Demokraten 66», gewinnen überraschend sieben Sitze im Haager Landesparlament. Bei der Gemeinderatswahl einige Monate später erhält Provo 13000 Stimmen: Bernhard de Vries zieht in das Amsterdamer Stadtparlament ein.

Weiße Pläne

«Provo 5» veröffentlicht den «Weiße-Fahrräder-Plan»: gegen den «Asphaltterror» der «motorisierten Bourgeoisie». Fahrräder sind hygienisch. Überall sollen sie stehen. Kostenlos. Man nimmt sie und stellt sie irgendwo ab. Als die ersten auf den Spui gebracht werden, schlägt die Polizei zu: Beschlagnahme. Sie merkt nicht, daß sie in die Falle gelaufen ist. Denn nun begreifen die Jugendlichen, daß ihre Umwelt gar nicht unschuldig ist.



Amsterdamer! Der Asphaltterror der motorisierten Bourgeoisie hat lange genug gedauert. Täglich werden Menschenopfer gebracht für die neueste Autorität, an die das Idioten-Volk sich überliefert hat: die Auto-Autorität. Das erstickende Kohlenmonoxyd ist ihr Weihrauch, ihre Statuen verpesten tausendfach Grachten und Straßen. Provos Fahrrad-Plan bringt die Befreiung von den Auto-Monstren.

Das erste Weiße Fahrrad wird am Donnerstag, den 28. Juli, um 15 Uhr dem Publikum und der Presse angeboten, am Amsterdamer Lieverdje auf dem Spui, beim versklavten Konsumenten.

Das Weiße Fahrrad ist niemals abgeschlossen. Das Weiße Fahrrad ist das erste kostenlose, gemeinschaftliche Verkehrsmittel. Das Weiße Fahrrad ist eine Provokation für den kapitalistischen Privatbesitz; denn das Weiße Fahrrad ist anarchistisch. Das Weiße Fahrrad kann jeder benutzen, der es braucht, und es anschließend herrenlos wieder stehenlassen.

Es sollen mehr Weiße Fahrräder kommen, so daß schließlich jeder sie benutzen kann und die Autogefahr gewichen ist.

Das Weiße Fahrrad symbolisiert Einfachheit und Hygiene gegenüber dem Protz und Dreck der autoritären Autos.

Ein Fahrrad ist nämlich etwas, aber fast nichts.





Weitere Weiße Pläne folgen:

Der Weiße-Weiber-Plan: Totale Promiskuität. Sexuelle Freiheit und Unabhängigkeit der Frau. Einrichtung von Sex-Aufklärungsbüros in allen Stadtteilen. Durch zunehmende Freizeit soll die Frau ihre Kreativität entwickeln.

Der Weiße-Hennen-Plan: «Durch unsere Provokation wird offenkundig, daß sich die Polizei verändern muß: Polizisten dürfen keine knüppelnden Schmierlappen mehr sein, sondern in Weiß gekleidete soziale Arbeiter. Ein Polizist muß unbewaffnet und entwaffnend sein: dadurch, daß er dem Publikum allerlei praktische Dinge besorgt – Streichhölzer, Verhütungsmittel und Heilpflaster. Das Weiße Huhn soll keine öffentliche Ordnung, sondern eine spielerische Ordnung zu beschützen haben».

Der Weiße-Häuser-Plan: Jeden Samstag wird auf dem Dam-Platz eine Liste mit Adressen leerstehender Häuser ausgegeben. Die Türen leerstehender Häuser werden weiß angestrichen, zum Zeichen, daß ein jeder darin wohnen darf. Ein weißes Arbeitsamt wird in den Sommermonaten Jugendliche gegen die Wohnungsnot mobilisieren.

Der Weiße-Königinnen-Plan: Das Königspaleis auf dem Dam muß wieder Rathaus werden. Das Denkmal des kolonialistischen Generals van Heutsz auf dem Olympiaplein wird abgerissen. Für ein Recht auf freie Happenings. Die Straße als Spiel-Raum. Parlament und Obrigkeit sollen kontrollierbar werden. Abendliche Öffnung vieler Einrichtungen, zum Beispiel der Museen.

Der Weiße-Stadt-Plan: Amsterdem als Weiße Stadt – als erster Abschnitt des Neuen Babylon. «New Babylon ist die vielleicht utopische Schöpfung Constant Nieuwenhuis', eine Zukunftsstadt, wo sich der Mensch, weil alle Arbeit von Maschinen geleistet wird und alle Dienste und Informationen elektronisch zugänglich sind, völlig der Kreativität widmen kann. Der Homo ludens wird dort zur völligen Entfaltung kommen.»

Kunst des Widerstands

Das Provo-Mädchen Koosje Koster verteilt auf dem Spui an Passanten Korinthen. Verhaftung wegen «öffentlicher Schaustellung ohne Genehmigung». «Die Rechtsordnung in den Niederlanden war ins Herz getroffen – durch eine Korinthe – 100 Jahre lang soll man

